



Down-Syndrom-Früherkennung

L(i)ebenswertes Leben in Gefahr

Patricia Schlesinger



Intendantin
des rbb
findet Kirche
im Programm
richtig

Wolfgang Grupp



Unter-
nehmer mit
katholischen
Wurzeln

Octavia Spencer



Oscar-
Gewinnerin
spielt bei
„Die Hütte“
mit

Liebe Leserin, lieber Leser!

Es ist noch nicht allzu lang her, dass in Deutschland von den Nazis definiert wurde, was lebenswertes Leben zu sein hatte – und was nicht. Heute gibt es in unserer Gesellschaft den Willen, Menschen mit Behinderung so zu fördern, dass sie vielfältig am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Wie gut, dass sich die Einstellungen so gewandelt haben.

Allerdings gibt es auch einen gegenläufigen Trend: Viele Ungeborene, bei denen ein Gendefekt, etwa das Down-Syndrom, festgestellt wird, werden abgetrieben. Das wirft Fragen auf, die



wir uns als Gesellschaft stellen müssen: Sind wir bereit, auch einem eingeschränkten Leben eine Chance zu geben – und zwar von Anfang an? Ist es wirklich undenkbar, dass auch so

ein Leben lebenswert und gesegnet sein kann? Sind wir als Gesellschaft bereit, das Attribut „solidarisch“ ernstzunehmen – auch mit Blick auf diejenigen, denen vor ihrer Geburt ein Leben mit Behinderung vorhergesagt wird? Oder versagen wir Ungeborenen das Lebensrecht, weil wir Behinderung vor allem als Zumutung ansehen?

Paulus schreibt im Galaterbrief: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“ Dieses Prinzip liegt auch einer solidarischen Gesellschaft zugrunde – und unsere hat den Anspruch, eine solche zu sein. Jesus selbst hat sich immer wieder auf die Seite der Armen, Gebrechlichen, Kranken, Ausgegrenzten gestellt. Er hat sie ausdrücklich in die Gemeinschaft mit hineingenommen. Durch seine Zuwendung konnten Gelähmte wieder gehen, Blinde wieder sehen.

Das ist auch heute ein Auftrag an uns: Menschen einbinden, statt sie auszugrenzen. Ihnen begegnen, statt sie zu ignorieren oder in gedankliche Schubladen zu stecken. Sie als Geschöpfe anzusehen, denen Gott das Leben schenken will.

Durch Zuwendung und Gemeinschaft können Menschen, die in einem Bereich ihres Lebens eingeschränkt sind, aufblühen. Das zeigt die Geschichte des 13-jährigen Michi Offermann (Seite 6), eines Kindes mit Down-Syndrom.

Die Mahnung, in der Gemeinde gegenseitig Lasten zu tragen, betrifft auch Situationen, wo Menschen in Krisen geraten. Etwa, wenn eine Ehe zerbricht. Wie schnell neigen wir dazu, darüber zu urteilen. Doch Christen haben Möglichkeiten zu helfen, wie Sie ab Seite 14 lesen können.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Christoph Irion

Christoph Irion



42



26

Inhalt	2
Meldungen	4
Leserbriefe	41
Kolumne: prost! Auf ein Getränk mit Alain Auderset	45

GESELLSCHAFT

Titel: Engel mit Deutschlandtrikot	
Michi hat das Down-Syndrom, mag Fußball, Englisch und spielt Trompete	6
Titel: Down-Syndrom – Leben gegen den Zeitgeist	
Die Diagnose Trisomie 21 führt häufig zur Abtreibung	9
Zwingli, der Realist	
Zürich macht wenig Lärm um Reformator Ulrich Zwingli	12
Scheiden tut weh	
Wenn Paare sich trennen, sind auch Gemeinden herausgefordert	14
„Ich habe vielleicht nicht das schwierigste Leben“	
Den Unternehmer Wolfgang Grupp hat seine katholische Erziehung geprägt	18

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



24



45



12

Ulrich Zwingli prägte die Reformation in der Schweiz



30

MEDIEN

Die „Basics“ meines Glaubens
Journalistischer Alltag mit dem Vorzeichen der Liebe 21
„Medien helfen, das Leben besser zu verstehen“
rbb-Intendantin Patricia Schlesinger im Interview 22
Journalismus mit Sinn für Religion
Überlegungen zur Berichterstattung über verfolgte
Christen im Irak 24
Mit Videoclips die Bibel erklären
Die Bibel ist eine Bibliothek? Eine Videothek! 26
Mit dem Tablet durch die Kita
Früh übt sich – wie früh, das ist die Frage 30
**Ist Gott wirklich so? „Die Hütte – Ein Wochenende
mit Gott“ als Spielfilm**
Der Bestseller kommt auf die Leinwand 32

POLITIK

Glaube. Macht. Politik
pro fragt, Politiker antworten: Wie politisch sollte
die Kirche sein? 36
Ein Mann des freien Wortes
Wolfram Weimer über Joachim Gauck 40

KULTUR

Ein „seltsamer Heiliger“
Der Sänger Gerhard Schöne hat ein Herz für Kinder
und Menschen mit Courage 42
Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 46



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

IMPRESSUM



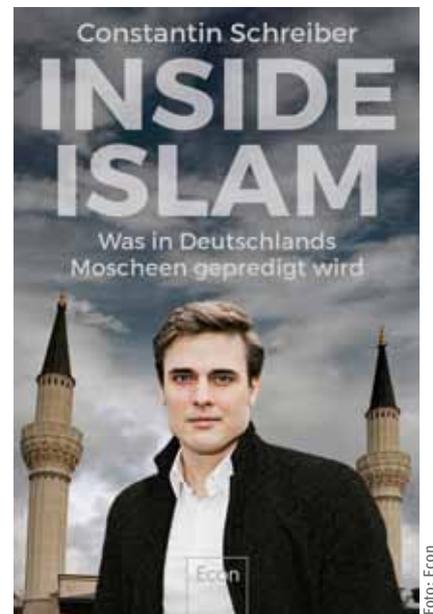
christlicher
medienverbund
kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Martina Blatt, Moritz Breckner (CvD), Nicolai Franz, Daniel Frick,
Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Michael Müller, Anna Lutz, Norbert Schäfer,
Jörn Schumacher, Jonathan Steinert (Planer dieser Ausgabe),
Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

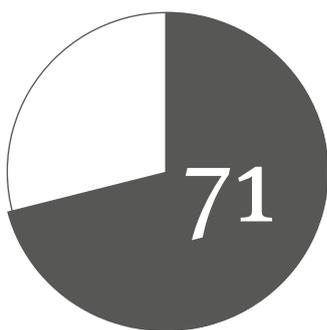
Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto Thomas Offermann

ARD-Journalist deckt auf: Das wird in Moscheen gepredigt

Die Predigten in deutschen Moscheen sind kein Brückenschlag zur freiheitlichen Gesellschaft. Zumindest diejenigen, die der Journalist und Tagesschau-Moderator Constantin Schreiber in den 13 islamischen Gotteshäusern hörte, in denen er recherchierte. Er sei bewusst nicht in „Vorzeige-Moscheen“ oder in Salafismus-Moscheen gegangen, sagte er in einem Interview der ARD. Schreiber war viele Jahre in arabischen Ländern unterwegs und spricht fließend Arabisch. In einer der Moscheen habe er „demokratiefeindliche Broschüren“ gefunden. Die Predigten seien manchmal theologisch, aber manchmal auch politisch gewesen. „Der rote Faden, der sich leider durch die Predigten, die ich besucht habe, gezogen hat, war die Warnung vor dem Leben draußen in Deutschland.“ Manches sei „nicht akzeptabel“ gewesen, was er gehört habe, etwa: „Du kannst nicht Muslim und Demokrat zugleich sein!“ Zudem gab es Warnungen davor, Freundschaften mit Nichtmuslimen einzugehen, ebenso Hetze gegen Juden, Armerier und Jesiden. Seine Ergebnisse veröffentlichte Schreiber Ende März in seinem Buch „Inside Islam“. | JÖRN SCHUMACHER



Constantin Schreiber recherchierte in deutschen Moscheen, was dort zum Freitagsgebet gepredigt wird. Sein Buch „Inside Islam“ ist bei Econ erschienen.



71 prozent

... der Eltern möchten nicht, dass ihre Kinder das Handy am Esstisch benutzen. Das ergab eine repräsentative Umfrage, die das Institut YouGov im Auftrag der Zeitschrift Laura sowie von Volkswagen durchführte. Überhaupt machen sich viele Eltern um ihre Kinder Sorgen, wenn es ums Smartphone geht. Jeweils zwischen 36 und 38 Prozent der befragten Eltern befürchten etwa, dass die Kinder in sozialen Netzwerken gemobbt werden, online-süchtig werden oder den Bezug zur Realität verlieren, weil sie mehr im Internet unterwegs sind, als sich mit Freunden zu treffen. Jüngere Eltern zwischen 25 und 34 Jahren sehen die Gefahren von Smartphone und Internet für Kinder kritischer als ältere. Von allen befragten Vätern und Müttern hatte jeder Fünfte dabei gar keine Bedenken. Insgesamt wurden für die Studie 1.033 Eltern zwischen 25 und 55 Jahren mit minderjährigen Kindern befragt. | JONATHAN STEINERT

Drei Fragen an...

... **Clemens von Heimendahl**. Der Leiter des Regionalbüros der Diakonie Katastrophenhilfe für das Südliche und Östliche Afrika warnt vor einer der größten Hungerkatastrophen seit dem Zweiten Weltkrieg – und sieht Christen dabei in einer besonderen Verantwortung. Betroffen sind Somalia, Äthiopien, Kenia, der Südsudan sowie der Jemen auf der Arabischen Halbinsel.

pro: Woran liegt es, dass 20 Millionen Menschen zu verhungern drohen?

Clemens von Heimendahl: Es gibt die Dürre, die sich gerade am Horn von Afrika ausweitet. Der klimatische Wandel führt dazu, dass der Wasserspiegel absinkt, dass das Vieh verhungert und verdurstet, weil einfach nichts mehr wächst. Im Südsudan haben hauptsächlich die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den großen Parteien dazu geführt, dass Kleinbauern nicht anbauen konnten. Wir sind fast überfordert, auf all diese Nothilfeherde gleichzeitig zu reagieren und einzugreifen.

Was braucht es da, um vor Ort helfen zu können – nur Geld?

Die meisten Probleme kann man wirklich mit Geld lösen. Und zwar mit Geld, das rechtzeitig und relativ zweckungebunden zur Verfügung gestellt wird. So, dass man auf der einen Seite Löcher stopfen kann, aber auf der anderen Seite langfristige Strategien entwickeln kann, um den Menschen zu helfen. Aber wir sind im Augenblick darauf fokussiert, ein Massensterben zu verhindern. Der Bedarf ist gigantisch.

Warum sind Christen zur Hilfe aufgerufen?

Wir orientieren uns am Gebot der Nächstenliebe. Wir wissen, wie wir darauf reagieren, wenn wir jemanden sehen, der notleidend ist. Wir tragen alle Schuld am Klimawandel, fahren in Deutschland massenhaft Autos, was die Menschen in den betroffenen Ländern nicht in dem Ausmaß tun. Das hat alles dazu beigetragen. Hier gilt Nächstenliebe und Solidarität – zu dem, der schwächer ist.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE MARTINA BLATT

Lesen Sie das vollständige Interview online: bit.ly/heimendahl



Foto: Christoph Pueschner / Diakonie Katastrophenhilfe

Clemens von Heimendahl leitet vom kenianischen Nairobi aus die Diakonie Katastrophenhilfe für das Südliche und Östliche Afrika

Herkunft von Tätern: Presserat ändert Richtlinie

Die Richtlinie 12.1 des Pressekodex regelt die Frage, wann Medien die Herkunft oder Religion eines Straftäters nennen sollten. Bisher sollte dies nur der Fall sein, wenn es einen „begründbaren Sachbezug“ zur Tat gab. Jetzt legte das Ethik-Gremium der Journalisten fest, dass die Zugehörigkeit in der Regel nicht erwähnt werden soll, „es sei denn, es besteht ein begründetes öffentliches Interesse. Besonders ist zu beachten, dass die Erwähnung Vorurteile gegenüber Minderheiten schüren könnte.“

Der MDR-Journalist Michael Voß sagte dazu auf Anfrage von pro: „Die Nationalität oder die Religion haben selten etwas mit einer vermuteten oder bewiesenen Straftat zu tun. Deshalb finde ich es gut, wenn diese Angaben nicht automatisch in einen Bericht hineingesetzt werden, gerade in einer Zeit, wo Vorurteile Hochkonjunktur haben.“ Stefan Hans Kläsener, Chefredakteur im Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlag, freut sich über die Änderung, weil die bisherige Richtlinie seiner Meinung nach „immer wirklichkeitsferner wurde“. Seine Redaktion nenne bei Verkehrsunfällen und Straftaten die Herkunft der Täter. „Und dabei ist es weder diskriminierend, wenn jemand Friese ist, noch, wenn er Libanese ist“, fügt Kläsener hinzu. „Besteht ein Sachzusammenhang mit der Tat, ist die Nennung der Herkunft sogar geboten, weil die Berichterstattung sonst unvollständig wäre.“ | JÖRN SCHUMACHER



Foto: Christian Tran

Bei Straftaten sollten Journalisten die Religion eines Täters nur nennen, wenn „ein begründetes öffentliches Interesse“ besteht, legte der Deutsche Presserat fest

Engel mit Deutschlandtrikot

Menschen mit Down-Syndrom leisten heute Dinge, die bis vor wenigen Jahren nicht denkbar waren. Spezielle Bildungsangebote, Förderprogramme und ein positives Lebensumfeld lassen sie über sich selbst hinauswachsen. pro hat einen Jungen mit Down-Syndrom einen Tag lang begleitet. | VON NORBERT SCHÄFER UND JOHANNES WEIL

Eine Umarmung und ein herzlicher Fauststoß: „Hi, ich bin Michi. Wie heißt du?“ Das Eis ist schnell gebrochen, als Michi Offermann die beiden Journalisten, die ihn für einen Tag begleiten möchten, im Foyer seiner Schule begrüßt. Zusammen mit Klassenkameradin Mara ist er heute mit seinem Referat über den Entdecker Christoph Kolumbus dran. Dazu haben sich die beiden Fünftklässler eine Gliederung überlegt, ein Plakat gebastelt und Moderationskarten für die Präsentation vorbereitet. Recherchiert haben sie auf ihren iPads im Internet und in Büchern. Nach der Präsentation müssen sich die beiden der Kritik ihrer Mitschüler stellen. Die haben wenig zu bemängeln, auch Klassenlehrerin Stella Tappert findet das Referat gut. Michi freut sich ausgelassen über die Anerkennung der Schulkameraden, er lacht und verbeugt sich, als wäre er ein Künstler, Mara errötet nur leicht und lächelt. Michi hat Down-Syndrom und ist oft überschwänglicher mit seinen Emotionen.

Die Friedrich-Wilhelm-Raiffeisen-Schule in Wetzlar ist eine private, integrative Gesamtschule mit kleinen Klassen. Die Schüler bekommen einen Unterricht, der jeweils auf ihre individuellen speziellen Fähigkeiten und Entwicklung zugeschnitten ist. Das Konzept bietet somit auch eine günstige Umgebung für Kinder, die sonderpädagogische Förderung brauchen. Dazu gehören Kinder mit Down-Syndrom wie Michi. Individualisierte Wochenpläne helfen dem 13-Jährigen, mit Unterstützung seiner Förderpädagogin und Schulbegleiterin Gabriele Harfst an den Themen der Klasse teilzunehmen. Wenn es notwendig ist, erhält er komplett eigene Aufgaben und Einzelförderung. Aber er ist, wann immer es geht, im Klassenraum mit den Mitschülern zusammen. Es fällt kaum auf und stört nicht, wenn Michi in den Stillarbeitsphasen andere Bücher oder Arbeitsblätter mit mehr Anschauungsmaterial verwendet.

Eine Eins im Vokabeltest

Dazu kann sich Michi, meist zusammen mit Mara, die keine Behinderung hat, aber in Michis Nachbarschaft wohnt, in einen durch eine Glaswand abgeschirmten Bereich des Klassenzimmers zurückziehen. Mara findet das prima. „Es ist dann oft noch ruhiger hier als in der Klasse“, sagt sie. Und dass die Förderlehrerin dabei ist oder Michi mal laut liest, stört Mara auch nicht. „Nö, das ist ganz normal.“ Biologie macht Michi richtig viel Spaß. Der

Bio-Lehrer hält Michi für einen der aufmerksamsten Schüler in der Altersstufe. Englisch jedoch ist zur Zeit Michis Lieblingsfach. „Beim Vokabeltest habe ich eine Eins geschrieben“, sagt er stolz und präsentiert sein Arbeitsblatt. Auch wenn die Schrift etwas krakelig ist – nur ein Fehler. Fleiß und Ausdauer waren notwendig, um das zu erreichen. „Es ist nicht mit einer Übung getan“, erklärt Harfst, die das Unterrichtsmaterial für Michi anpasst und Wert legt auf anschauliche Übungen und viele Wiederholungen.

Bei Klassenarbeiten möchte Michi aber häufig unbedingt mitschreiben, verrät seine Förderlehrerin. Seine Leistungen in Rechtschreibung seien so gut, dass er bei geübten Diktaten im Klassenverband dabei ist und meistens gute Ergebnisse erreicht. In anderen Fächern schreibt er Klassenarbeiten, die für sein Leistungsniveau individuell entworfen sind und benotet werden. Damit er grundlegende schulische Fähigkeiten vertiefen und mit Kindern im ähnlichen emotionalen Entwicklungsstand in einer Klasse sein konnte, hat Michi nach einem Schulwechsel zwei Jahrgangsstufen wiederholt. Mara und Michi sind ein gutes Team. Das gilt für den Unterricht, aber auch für die Pausen. Zusammen mit den anderen Kindern toben sie auf dem Schulhof, raufen, spielen und lachen zusammen. Die Mitschüler gehen ganz selbstverständlich damit um, dass Michi etwas anders ist als die anderen, mehr Hilfestellung bekommt. Das liegt auch an den drei R, den drei Regeln der Raiffeisen-Schule: „Ruhe, Respekt, Rücksicht“.

Lebensretter Michi

Michi genießt schon ein paar Freiheiten, aber an die Regeln muss er sich auch halten. Darüber wacht Frau Harfst. „Michi hat nicht so ein Gespür für Nähe und die nötige Distanz, wie wir das in unserer Kultur kennen“, sagt sie. Das sei typisch für viele Kinder mit Down-Syndrom. „Er drückt schon mal einfach einen Mitschüler – oder einen Lehrer. Eine eiserne Regel lautet seit dem Schulbeginn: Nur innerhalb der Familie werden Menschen geküsst, nicht in der Schule.“

Das hat Michi auch sechs Jahre lang befolgt. Bis zu jenem Tag, als er geradewegs auf eine junge Mitarbeiterin der Schule zugeht, sie umarmte, küsste und nochmals fest drückte. Noch bevor Michi sich eine Rüge für dafür einholen konnte, sagte die junge Frau unter Tränen:



Michi ist in der Klassengemeinschaft seiner Schule und in der Freizeit mit der Familie mittendrin statt nur dabei



Fotos: pro/Norbert Schäfer

„Michi ist ein Engel gewesen.“ Bis dahin wusste niemand ihrer Kollegen, dass sie an einer besonderen Krankheit litt und mit dem Gedanken spielte, sich umzubringen. Michis herzliche Umarmung hielt sie wohl davon ab.

Dass der Junge etwas Besonderes ist, merkt man allerorten. Er nimmt Besucher an die Hand, führt sie durch die Schule, zeigt die Klassen und stellt die Lehrer vor. „Hallo Michi“ – alle kennen und schätzen den Jungen. Er hat auch keine Hemmungen, unvermittelt beim Rektor der Schule, Georg Pflüger, vorbeizuschauen, der gerade eine Besprechung hat, was den Pädagogen aber nicht in Bedrängnis bringt. „Soviel Zeit muss sein.“ Einen „Michi“ wünscht sich der Schulleiter in jeder Klasse. Bislang hat die Schule zwei Inklusionskinder in neun Altersstufen.

Nach der Schule sind die Besucher zum Mittagessen bei Michis Familie eingeladen. Frau Harfst muss auch mitkommen. Gastfreundschaft ist für den Heranwachsenden eine Herzensangelegenheit: „Wenn es nach Michi ginge, müssten wir zum 14. Geburtstag das Bürgerhaus im Ort mieten“, erklärt Mutter Judith lachend. Sie war 34 Jahre alt, als Michi zur Welt gekommen ist. Sie und ihr Mann Thomas haben viel investiert für ihren Filius. Bewegungstherapie, Logopädie, Frühförderung, Gymnastik – das alles brauchte seine Zeit, der Alltag musste oft um Michi und seine Bedürfnisse herum organisiert werden. Vater Thomas arbeitet in einem „nine to five Job“ mit geregelten Arbeitszeiten als Bilanzbuchhalter. Das kommt dem Familienleben zugute, denn so sind die Abende und Wochenenden für Familie und sonstige Aktivitäten frei. Seine Frau strahlt Ruhe und Gelassenheit aus – ohne die wäre es für alle in der Familie schwerer gewesen.

Dass das Chromosom Nummer 21 bei dieser Krankheit dreimal statt zweimal vorkommt, hat oft zur Folge, dass das Bindegewebe oder die Muskeln schwächer ausgebildet sind. Das gilt auch für die Zunge und hat Auswirkungen auf die Sprache. Michi übt mit seiner Mutter „Zunge fangen“, damit der Muskel stark bleibt und die Aussprache deutlicher wird. Die Mutter hält dann mit einem Gummi die Zunge fest, Michi muss sie aus der Umklammerung lösen. Michi hat bisher bei allen Therapien mitgemacht. Er genießt die extra Zeit für ihn. Der Organismus von Menschen mit Down-Syndrom ist auch oft anfälliger für Infektionskrankheiten. Michi hat oft trockene Haut, aber öfter erkältet als andere Kinder ist er nicht. Michi muss ein Schilddrüsenpräparat einnehmen. Die körperlichen Defizite konnten durch die Gymnastik und die Frühförderung kompensiert werden. Ein weiteres Merkmal des Gendefektes sind die mandelförmigen Augen.

„I love my life“

Mittags sind auch drei der insgesamt vier Geschwister von Michi mit am Tisch. Peter ist 22 Jahre alt und studiert Elektrotechnik, Kathrin macht eine Lehre zur Augenoptikerin, Karolin schreibt nächstes Jahr Abitur, der älteste, Phillip, ist noch auf der Arbeit. „Dass etwas nicht stimmt, habe ich gemerkt, als Oma nach der Geburt geweint hat“, erinnert sich Peter. Dass die Eltern mehr Zeit für Michi einplanen mussten, hat die Geschwister nicht gestört. Was Schwester Kathrin auf die Palme bringt, ist, wenn jemand abfällige Bemerkungen oder Späße über Menschen mit Behinderung macht. Dann wird ihr der Kragen eng: „Boah, die haben echt keine Ahnung, was das bedeutet.“ Der Zusammenhalt erscheint enorm.

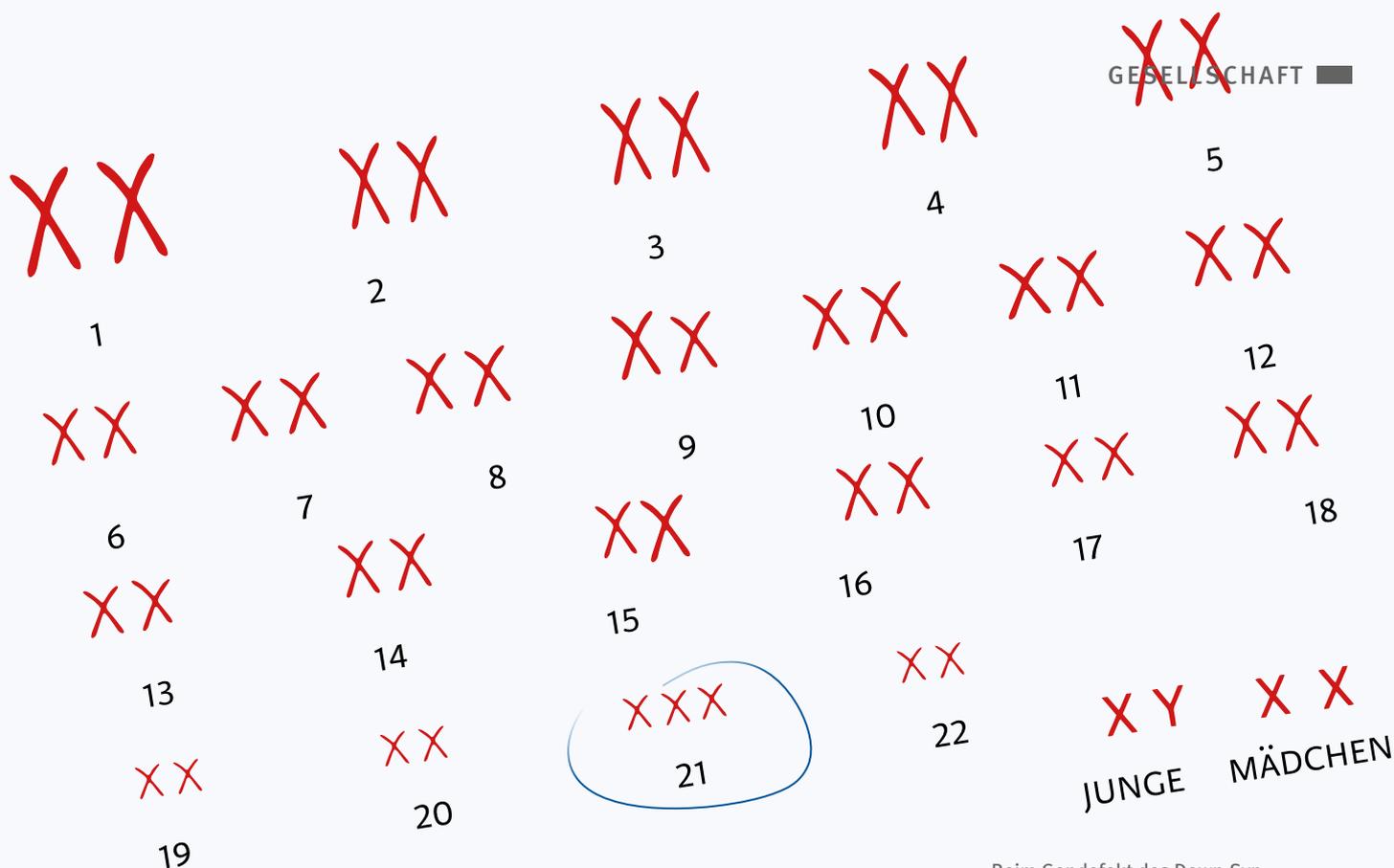
Vater Thomas hat eine digitale Bilderserie mit Fotos von fröhlichen Feiern, Familienalltag, Urlauben und Ausflügen mit Musik hinterlegt. „I love my life“, singt Michi fröhlich mit. Ja, er liebt das Leben, und seine Eltern und Geschwister lieben ihn – auch wenn es nicht immer einfach ist. „Weißt du noch, Mama, am Gardasee?“, erinnert sich Tochter Karolin. Da war Michi ausgebücht und Eltern und Geschwister mussten ihn auf dem Campingplatz suchen. Michi spielt gerne draußen. Fußball mag er besonders. Das Trikot der Nationalmannschaft trägt er oft. Er spielt auch Handball, Cajon und Trompete. Mama Judith übt mit ihm. Außerdem singt er im Kinderchor und besucht die Gruppenstunden der Evangelischen Freien Gemeinde, in der sich auch seine Eltern engagieren.

„Die Ungewissheit, ob und was mit Michi nicht stimmt, war furchtbar.“

Weil das Essen noch nicht fertig ist, muss Bruder Peter Michi jetzt am Klavier begleiten. Er gibt den Takt vor. Dann spielt Michi „Der Mond ist aufgegangen“ auf seiner Trompete. Das Tischgebet will der Jüngste selbst sprechen. „Vater, segne diese Speise, ...“. Dann teilt er das Essen aus. „Nein, wir hatten keine Ahnung“, sagt Michis Mutter rückblickend. Eine spezielle Untersuchung, etwa wegen des Verdachts einer Risikoschwangerschaft aufgrund des Alters, habe es nicht gegeben. „Bei der zweiten Regeluntersuchung am dritten Tag nach der Geburt habe ich gemerkt, dass etwas nicht stimmt. Der Arzt hat sich extrem viel Zeit genommen, hat hier und da gemessen, wollte Blut abnehmen bei Michi und hat den Verdacht geäußert, dass etwas nicht in Ordnung sein könnte.“

Die Zeit des Wartens auf das Ergebnis, sagt die Mutter, sei das Schlimmste gewesen. „Die Ungewissheit, ob und was mit Michi nicht stimmt, war furchtbar.“ Als dann Klarheit bestand, dass Michi Trisomie 21 hat, sei es einfacher geworden. „Dann konnten wir uns darauf einstellen.“ Nach der Diagnose half ihr vor allem das Lied „Für heute und hier“ des christlichen Sängers Manfred Siebald. Es handelt davon, dass Gott einem für eine konkrete Situation und den nächsten Schritt die nötige Kraft gibt. Unterstützung hat die Familie auch von Mitgliedern ihrer Gemeinde bekommen, etwa indem diese hin und wieder Essen kochten oder die älteren Geschwister von der Schule abholten. Die Mutter ist froh, dass ihr Sohn mit Unterstützung durch Schulbegleitung und sonderpädagogische Förderung jetzt selbst in eine normale Regelschule gehen kann.

Michi hilft beim Tischabräumen, und bevor er zur Oma darf, möchte er noch sein Zimmer zeigen. Die Matchbox-Spielzeugautos stehen ordentlich aufgereiht auf dem Tisch, unter dem Hochbett sind die Spielsachen in Boxen verstaut. Tipp-top aufgeräumt. Beim Abschied will Michi wissen, ob er er mal die Redaktion besuchen darf. Klar, darf er das. Fröhliche, herzliche Menschen sind willkommen. Dass Menschen mit Down-Syndrom das irgendwie genetisch bedingt mitbringen, erscheint wie ein besonderes Geschenk. ■



Beim Gendefekt des Down-Syndroms kommt das 23. Chromosom dreimal im Erbgut eines Menschen vor statt zweimal

Down-Syndrom -

Leben gegen den Zeitgeist

Genetische Frühdiagnosen ermöglichen es, bei einem noch ungeborenen Kind Krankheiten festzustellen. Ein Test erkennt relativ sicher und mit wenig Risiko im Blut der Mutter, ob es Veränderungen am Erbgut des Kindes gibt – wie bei der als Down-Syndrom bezeichneten Trisomie 21. Dieser Test wird bislang nicht systematisch von den Krankenkassen bezahlt. Das könnte sich ändern. Befürworter stellen das geringere Risiko heraus. Kritiker befürchten mehr Abtreibungen. | **VON NORBERT SCHÄFER UND JOHANNES WEIL**

Ein gesunder Mensch hat 46 Chromosomen, die in 23 Paaren in jeder Körperzelle angeordnet sind. Es kommt vor, dass Menschen ein Chromosom zu viel haben. Die Veränderung im Erbgut wird Trisomie genannt. Ist das Chromosom 21 in jeder Zelle dreifach vorhanden, spricht die Medizin von Trisomie 21, auch Down-Syndrom genannt. Benannt ist der Gendefekt nach seinem Entdecker, dem englischen Arzt John Langdon Down (1828–1896). Neben körperlichen Auffälligkeiten kann dabei auch die motorische, geistige und sprachliche Ent-

wicklung beeinträchtigt sein. Statistische Erhebungen zeigen, dass die Wahrscheinlichkeit, ein Kind mit Down-Syndrom zu bekommen, mit dem Alter der Mutter exponentiell ansteigt. Bei einer 25-jährigen Frau liegt sie bei weniger als 0,1 Prozent, im Alter von 35 Jahren bei 0,3 Prozent, noch einmal fünf Jahre später bei einem und im Alter von 48 Jahren bei neun Prozent.

Etwa neun von zehn Schwangeren entscheiden sich in Deutschland Schätzungen zufolge beim Verdacht einer Trisomie für einen Abbruch der Schwangerschaft. Genaue Zahlen

XX

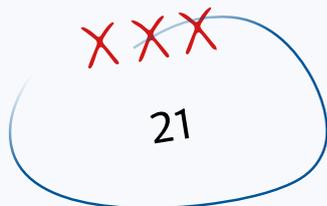
16

15

14

XX

20



über Abtreibungen aus diesem Grund gibt es nicht, weil die Diagnose in der Statistik keine Rolle spielt. Es liegen keine bundesweiten Daten zu den mit Trisomie 21 lebend geborenen Kindern aus den letzten 15 Jahren vor. Laut einer Meldung der Deutschen

wassers bei Schwangeren bezahlen. Dies ist aus ethischen Gründen umstritten. Gegen die Aufnahme des Bluttests als Kassenleistung regt sich Widerstand.

Kritiker wie Abtreibungsgegner und Behindertenverbände befürchten, dass die Tests zu Routineuntersuchungen für Schwangere werden könnten und dass sich in der Folge noch mehr Frauen für eine Abtreibung entscheiden, wenn der Test den Verdacht auf Trisomie 21 erhärtet. Werden in der Folge irgendwann Menschen mit Down-Syndrom oder anderen Behinderungen aus unserer Gesellschaft verschwinden? Das stünde der politischen Leitlinie der Inklusion entgegen, derzufolge Menschen mit und ohne Behinderung zusammen lernen, leben, arbeiten

und wohnen sollen. Dazu hat sich Deutschland im März 2009 in einer Konvention der Vereinten Nationen verpflichtet. Diese besondere Sorge um das Wohl behinderter Menschen scheint jedoch erst nach der Geburt zu greifen.

Der Vorsitzende des Ausschusses, Josef Hecken (CDU), erklärte in einem Interview der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, er habe die öffentliche Debatte als „teilweise verlogen“ empfunden, wenn es um Menschenwürde und Behinderung gehe: Kritiker, die jetzt beim Bluttest von „Selektionsinstrumenten“ redeten, nähmen seit 31 Jahren hin, „dass mit der Fruchtwasseruntersuchung eine pränataldiagnostische Methode bei Risikoschwangerschaften



Der Verleger David Neufeld hat zwei Kinder mit Down-Syndrom adoptiert. Vorgeburtliche Bluttests hält er für „katastrophal“. Lesen Sie das pro-Interview mit ihm hier: bit.ly/DavidNeufeld

Foto: Conny Wenk

Presse-Agentur (dpa) kommt statistisch gesehen bei etwa 600 bis 700 Geburten ein Baby mit Down-Syndrom zur Welt.

Widerspruch zur Inklusion

Mittels Fruchtwasseruntersuchung bei der Mutter kann festgestellt werden, ob es beim ungeborenen Kind Veränderungen am Erbgut gibt. Dazu ist eine Punktion erforderlich: Mit einer Nadel wird eine Probe des Fruchtwassers aus dem Bauch der Mutter entnommen – mit gesundheitlichen Risiken für Mutter und Kind. Seit 2012 wird in Deutschland auch „Nicht-invasive Pränataldiagnostik“ angewandt, die also ohne einen Eingriff über zählige Chromosomen des Kindes im Blut der Mutter aufspüren kann. Wer sein Blut vor der Geburt auf diese Weise untersuchen lassen möchte, muss das aber bisher selbst bezahlen.

Der Gemeinsame Bundesausschuss (G-BA), das oberste Entscheidungsgremium im Gesundheitswesen, prüft derzeit in einem seiner „Methodenbewertungsverfahren“, ob und gegebenenfalls wann die Krankenkassen zukünftig diesen Bluttest bei Risikoschwangerschaften übernehmen sollten – so wie sie bereits die Plazenta-Punktion und die Untersuchung des Frucht-

als Kassenleistung zur Verfügung“ stehe.

Druck auf Eltern könnte steigen

Im Gespräch mit pro gibt Martin Hein, Bischof der Evangelischen Kirche Kurhessen-Waldeck und Mitglied im Deutschen Ethikrat, zu bedenken, das das Ziel der Gentests durchaus sei, „schwerwiegende Behinderungen von vornherein zu vermeiden, indem man diese Kinder gar nicht erst ins Leben kommen lässt“. Er plädiert jedoch dafür, „dass wir weiterhin eine ‚inklusive Gesellschaft‘ bleiben sollten, die es lernt und bereit ist, mit behinderten Menschen zu leben“. Auch im Verlauf eines Lebens könne es durch Unfälle oder Erkrankungen dazu kommen, dass Menschen bleibende gesundheitliche Schäden und Einschränkungen hinnehmen müssen.

Mit Blick auf vorgeburtliche Bluttests betont Hein, dass sich Eltern „nach entsprechender Prognose nicht unter Druck gesetzt fühlen“ dürften, das Kind prinzipiell abzutreiben. „Sofern sie sich allerdings nach ernsthafter Prüfung nicht in der Lage sehen, dem Kind in liebevoller Weise Eltern sein zu können, darf ich moralisch nicht über sie richten.“ Hier sei die Kirche gefragt,

bei Bedarf seelsorgerliche Beratung anzubieten. Ebenso sieht er die Aufgabe der Kirchen und ihrer Sozialwerke darin, Eltern zu unterstützen, die ein behindertes Kind haben. „Für mich sind Mütter, die Kinder mit Behinderungen lieben und aufziehen, die wahren Heldinnen. Sie haben sich etwas zugetraut, was nicht dem Mainstream unserer Gesellschaft entspricht.“

Im März 2015 wandten sich Abgeordnete aller vier Bundestagsfraktionen in einer Kleinen Anfrage zur vorgeburtlichen Blutuntersuchung zur Feststellung des Down-Syndroms an die Bundesregierung. Sie befürchteten ebenfalls, dass sich „der Druck und die individuelle Verantwortung, ein ‚perfektes‘ Kind zu gebären“, erhöhen könnte. „Eltern, die sich dagegen oder wissentlich für ein behindertes Kind entscheiden, könnten künftig immer mehr in Erklärungsnot geraten“, so ihre Sorge.

Menschen mit Behinderung willkommen

Eine von den Parlamentariern, die den Bluttest kritisch sehen, ist Dagmar Schmidt (SPD) aus Wetzlar. Sie ist Mutter eines Sohns mit Trisomie 21. Schmidt selbst hat während ihrer Schwangerschaft Untersuchungen vermieden, die eine solche Behinderung hätten diagnostizieren können: „Für mich hätte das Wissen darum nichts verändert. So hatte ich eine unbeschwerte Schwangerschaft.“ Sie wirbt deswegen dafür, am Zeitgeist zu arbeiten: „Glück ist nicht abhängig von Behinderung oder Nichtbehinderung, sondern davon, wie ein Mensch von seinem Umfeld und der Gesellschaft akzeptiert wird.“ Sie erinnert daran, dass während der NS-Zeit eine ganze Generation von Menschen mit Behinderung ermordet wurde. „Wir sollten deswegen aufgrund unserer Geschichte sehr sensibel sein, wo Entwicklungen hinführen können, wenn Menschen darüber entscheiden, was lebenswertes Leben ist und was nicht“, betont Schmidt im Gespräch mit pro.

Vor vier Jahren brachte die 44-Jährige ihren Sohn Carl zur Welt. Sätze wie: „Das muss doch heute nicht mehr sein, ein solches Kind zur Welt zu bringen“, ärgern sie – auch wenn sie selbst nicht damit konfrontiert wurde, weiß sie um solche Meinungen. Schmidt, die sich selbst als Humanistin bezeichnet, ist der hohe Wert des Lebens sehr wichtig: sowohl bei der Debatte am Ende des Lebens als auch am Anfang. Gerade hier wünscht sie sich auch von den Kirchen eine eindeutige Stellungnahme.

Eine klare Meinung zu den vorgeburtlichen Bluttests hat der christliche Verleger David Neufeld: „Ich halte das für katastrophal. Die Suche nach Veränderungen der Chromosomen kommt mir vor wie eine Rasterfahndung.“ Er und seine Frau haben zwei Söhne mit Down-Syndrom adoptiert, die zehn und 15 Jahre alt sind. Die Frage nach vorgeburtlichen Tests stellte sich Neufeld also nicht selbst, aber das Thema betrifft ihn trotzdem unmittelbar. In seinem Verlagsprogramm hat er einen Schwerpunkt auf Literatur zum Thema Behinderung gesetzt. Das Motto des Hauses ist: „Stellen Sie sich eine Welt vor, in der jeder willkommen ist.“ Das soll zum einen seine christliche Grundhaltung widerspiegeln, aber auch deutlich machen, dass Menschen mit Behinderungen in der Gesellschaft willkommen sein sollen, erklärte er im Gespräch mit pro. Er ist überzeugt, dass Menschen mit Behinderung allen anderen etwas zu sagen haben. „Dies betrifft unser Menschsein und die Tatsache, dass wir bei Gott so angenommen sind, wie wir sind. Warum um alles in der Welt kommen wir auf die absurde Idee, auszuwählen, wer zur Welt kommen soll und wer nicht?“

„Als erstes geht es darum, dass in unserer Gesellschaft der Wert des Lebens von Anfang an hoch eingeschätzt wird. Zu diesem Leben gehört auch behindertes Leben.“

Prof. Dr. Martin Hein ist Landesbischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und Mitglied im Deutschen Ethikrat. Lesen Sie das pro-Interview mit ihm hier: bit.ly/MartinHein

„Ja“ zum Leben im Mutterleib

Uwe Heimowski, Beauftragter der Deutschen Evangelischen Allianz (DEA) am Sitz des Bundestages und der Bundesregierung, erkennt beim Bluttest als positiven Effekt an, dass die Fruchtwasseruntersuchung nicht mehr so häufig gebraucht und so das Risiko für die Leibesfrucht minimiert wird. „Wenn Eltern früher Gewissheit darüber bekommen, ob das Kind eine Behinderung hat, dann hat der Bluttest durchaus eine Berechtigung, weil das ungeborene Kind nicht durch eine Nadel geschädigt werden kann. Auch können sich Eltern darauf einstellen, sich beruflich anders orientieren, entsprechenden Wohnraum schaffen.“ Es dürfe aber mit der Untersuchung auf keinen Fall die Option einher gehen, automatisch die Schwangerschaft vorzeitig beenden zu dürfen. Das jedoch befürchtet Heimowski.

Der DEA-Beauftragte warnt auch vor dem Druck, der durch die Untersuchungen entstehen kann. Er hat das zusammen mit seiner Frau selbst erlebt, als sie mit dem dritten Kind schwanger war. Bei einer der ersten Ultraschalluntersuchungen stellte der Arzt ein Ödem fest, ein sehr starkes Zeichen dafür, dass eine Trisomie vorliegen kann wie das Down- oder das Turner-Syndrom. „Ein solches Kind muss man nicht bekommen“, gaben mehrere Ärzte zu verstehen. „Es hat uns ganz schön unter Druck gesetzt, dass wir das immer wieder gehört haben. Wir mussten gegenüber den Ärzten richtig kämpfen, immer wieder mussten wir unsere Entscheidung für das Kind erklären.“ Für Heimowskis sei jedoch aus der christlichen Überzeugung heraus immer klar gewesen, auch ein behindertes Kind anzunehmen. Ein Menschenleben beginnt seiner Auffassung nach und laut der offiziellen Meinung der DEA mit der Verschmelzung von Eizelle und Spermium. „Das Ja zur Behinderung, das Ja zur Inklusion“, sagt Heimowski, „müsste schon für den Mutterleib gelten.“ Er glaubt, dass eine Gesellschaft mit behinderten Menschen reicher wird.

Heimowski und seine Frau hatten damals alle Untersuchungen machen lassen, jedoch keine Fruchtwasseruntersuchung. Das Baby wurde trotz gegenteiliger Diagnosen kerngesund geboren und ist heute ein quirliger Teenager. ■

500 JAHRE
REFORMATION

Im Grossmünster von Zürich predigte Ulrich Zwingli nicht mehr lateinisch, sondern „tütsch“



ZWINGLI, DER REALIST

Die von Zürich ausgehende Reformation ist untrennbar mit Ulrich Zwingli verbunden. Er kam 1519 in die Stadt an der Limmat, wo er von der Grossmünsterkanzel seine religiöse Freiheitsidee predigte. Doch reformiert wurde die Stadt durch einen anderen. |
VON GABRIELLA HOFER

Zürich ist zwinglianisch. Könnte man meinen, wenn man in Reiseführern von der „zwinglianisch aufgeräumten Atmosphäre“ in der Altstadt liest und von der Wasserkirche, die ein „zwinglianisch kahler Bau“ ist. Auch ein mieses Weihnachtsgeschäft lässt sich mit dem Reformator in Zusammenhang bringen. Dann spricht man vom „zwinglianisch gedämpften Kaufrausch“. Zwinglianisch steht für nüchtern, freudlos, puritanisch.

So ist Zürich aber nicht. Hier wird auch gefeiert und gelacht. Präsiert wird die größte Stadt der Schweiz von einer Frau, die in den USA geboren wurde und mit einer Frau verheiratet ist, Bassistin in einer Punkrockband war, einer Agrarökonomin, Sozialdemokratin – und Protestantin: Corine Mauch. In einem Interview der evangelischen Zeitschrift reformiert sagt sie: „Das Gemeinsame, nicht Egoismus und Rücksichtslosigkeit, macht das Menschsein aus. Es geht um Gerechtigkeit.“ Das könnten ebenso gut Zwinglis Worte sein.

Humanist, Realist, Teamplayer

Ulrich (auch Huldrych) Zwingli lebte von 1484 bis 1531. Er stammte aus einer wohlhabenden Toggenburger Bauernfamilie und studierte in Wien und Basel Philo-

Fotos: Gabriella Hofer

sophie. Nach seinem Abschluss studierte er noch Theologie, aber nur ein Semester lang, dann wurde er 1506 zum Priester geweiht. Beeinflusst durch den Humanisten Erasmus von Rotterdam, mit dem er regen Briefkontakt pflegte, begann Zwingli 1516 in Einsiedeln, wo er als Pilgerpriester tätig war, „kirchliche Fehlhandlungen“ wie Wallfahrt, Ablass, Fegefeuer und Heiligenverehrung zu kritisieren. Er verurteilte auch politische Missstände, forderte die Abschaffung des Söldnerwesens. Seine Predigten fanden über Einsiedeln hinaus Beachtung. 1519 wurde er als Leutpriester, ein Pfarrer für die einfachen Leute, nach Zürich berufen. Etwa 7.000 Einwohner zählte die Stadt damals.

In seinen Predigten am Grossmünster – nicht mehr lateinisch, sondern in seiner Muttersprache „Tütsch“ – begann er das Neue Testament auszulegen und forderte eine Rückbesinnung auf die Bibel. Der Zürcher Stadtrat, die Zünfte und die Bevölkerung folgten seinen Ideen. Bilder wurden aus den Kirchen entfernt, statt des Altars ein einfacher Tisch aufgestellt, Klöster aufgehoben, ihre Güter säkularisiert. Damit hatte Zwingli die Deutschschweizer Reformation eingeläutet. Von der Kanzel im Zürcher Grossmünster aus.

Die „Zwinglistadt Zürich“ gibt es dennoch offiziell nicht, das Stadtmarketing setzt andere Akzente. Der Anteil der evangelisch-reformierten Bevölkerung an den 410.000 Einwohnern beträgt gerade noch 22 Prozent. Auf der Südseite des Grossmünsters erinnert aber das bronzene Zwingli-Portal an den Reformator. Auch steht auf der gegenüberliegenden Straßenseite, bei der Wasserkirche, seit 1885 zu seinen Ehren ein Denkmal: Zwingli mit Bibel und Schwert – er blickt in Richtung katholische Innereschweiz. Die „Helferei“ – Zwinglis Wohn- und Amtshaus – ist heute ein Kulturhaus und nicht etwa als Sehenswürdigkeit für Touristen herausgeputzt. Die weitgehend im Originalzustand belassene „Zwingli-Stube“ kann für Sitzungen gemietet werden. Dann gibt es noch den Zwingliplatz und eine Bushaltestelle Zwinglihaus.

Auf einem Friedhof findet man Zwingli nicht; er wurde 1531 auf dem Schlachtfeld in Kappel am Albis gevierteilt, verbrannt und seine Asche im Wind zerstreut. Jetzt, im Rahmen der Reformationsfeierlichkeiten, ist sein Geist in Zürich leicht spürbar. Aber das Reformationsjubiläum ist kein Zwingli-Gedenkanlass.

„Die Reformation war nicht das Werk von Ulrich Zwingli allein“, sagt etwa Christoph Sigrüst. Er ist der heutige Pfarrer am Grossmünster und Botschafter des Reformationsjubiläums. „Zwingli war ein Teamplayer.“ Miteinander reden und überzeugen, das war ihm wichtig. Auch die „Zürcher Bibel“ ist Teamwork; bei der sechs Jahre dauernden Übersetzungsarbeit mitgewirkt hat neben ehemaligen Chorherren auch der Buchdrucker Christoph Froschauer. Man spricht auch von der Froschauer-Bibel; eine Zwingli-Bibel gibt es nicht.

Der heutige Grossmünster-Pfarrer ist überzeugt: „Zwingli hätte kein Denkmal gewollt. Er hielt nichts davon, dass man Menschen auf Sockel stellt.“ Zwingli sei auch kein „Held“ gewesen, sondern „ein Realist“, der „feurig für den Glauben“ kämpfte. Wenn er Ungerechtigkeit sah, „ist er explodiert und bekam einen roten Kopf“. Das dürfte wohl auch beim Streit mit Martin Luther über die Bedeutung des Abendmahls der Fall gewesen sein.

Der Streit mit Luther

Luther und Zwingli begegneten sich nur ein einziges Mal. Zuvor kämpften die beiden Theologen schriftlich gegeneinander. Während der deutsche Reformator 1525 an Christi Realpräsenz am Abendmahl festhielt, beharrte sein Schweizer Kollege darauf, dass Brot und Wein lediglich Zeichen seien, die auf Jesu Leib und Blut hinweisen. Das Marburger Religionsgespräch (1529) sollte eine Einigung bringen. Stattdessen kam es zur Trennung, die in die lutherische und die reformierte Kirche führte. Erst 1973 beschlossen die evangelischen Kirchen Europas in der „Leuenberger Konkordie“ die Abendmahlsgemeinschaft.

Noch ein anderes Mahl war bedeutend in Zwinglis Wirkgeschichte. Es fand am 9. März 1522 statt. Im Haus des Buchdruckers Froschauer wurden Würste gegessen. In der Fastenzeit! Der Konflikt mit dem Bischof von Konstanz war programmiert. Der Stadtrat kündigte ein Strafverfahren gegen die Sünder an. Zwingli, der zwar beim Würstessen dabei war, aber nicht mitgegessen hatte, thematisierte zwei Wochen später das Fastenbrechen in der Predigt und verfasste die Schrift „Von erkiesen und fryheit der spysen“. Darin heißt es: „Willst du fasten, so faste! Willst du nicht gern Fleisch essen, so iss

es nicht! Aber lass mir den Christenmenschen dabei frei!“ Das überzeugte das politische Zürich: Die Fastengesetze wurden aufgehoben und Zwinglis Haltung übernommen, wonach nur gelte, was biblisch begründet sei.

Zwingli war kein Zwinglianer

„Zwingli ist hochaktuell“, sagt Grossmünster-Pfarrer Sigrüst. Das Reformationsjubiläum biete Gelegenheit zur Reflexion – auch über neue Formen des Glaubens; es gelte, innovativ und nachhaltig zu sein. Wie Zwingli. 1522 reformierte dieser auch sein eigenes Leben: Er stellte sich gegen das Priesterzölibat und heiratete nach zwei Jahren wilder Ehe die Witwe Anna Reinhart. Schon vorher lebte er nicht puritanisch. In Einsiedeln hatte der damalige Priester ein Verhältnis mit der Tochter eines Frisörs. Er war lebenslustig, humorvoll, sang und musizierte gerne. Von wegen zwinglianisch! Pfarrer Sigrüst räumt mit diesem Klischee auf: „Zwingli war kein Zwinglianer!“ Und viel wichtiger: „Zürich ist reformiert dank Heinrich Bullinger.“

Als Zwingli 1531 auf dem Schlachtfeld starb, war sein Reformationswerk in Zürich nämlich noch nicht gefestigt. Den Grund zu einer freien, dem Evangelium und dem Gewissen verpflichteten christlichen Existenz hat erst sein Nachfolger gelegt. Heinrich Bullinger (1504–1575) stand fast ein halbes Jahrhundert lang der Zürcher Kirche vor. Er bemühte sich zeitlebens um ein friedliches Miteinander von Christen verschiedener Konfessionen, nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa, und gilt als „Vater der reformierten Kirche“. ■



Foto: privat

Gabriella Hofer (58) ist Redakteurin beim Tages-Anzeiger in ihrer Heimatstadt Zürich. Nebenberuflich hat sie eine Ausbildung zur Katechetin abgeschlossen.



Scheiden tut weh

Ehekrise, Trennung und Scheidung sind Themen, die nicht nur Betroffene belasten, sondern auch Menschen, die ihnen nahe stehen. Offen darüber zu sprechen, ist oft schwer. Christen tun sich damit auch nicht leicht. Doch gerade Kirchen und Gemeinden sollten darüber reden und sich fragen: Wie können wir Menschen helfen, deren Beziehung zerbrochen ist? Verurteilen und Tabuisieren helfen niemandem weiter. | **VON MARTINA BLATT**

„Ist eine gescheiterte Ehe Sünde?“ „Natürlich!“, antwortet Reiner Knieling, als er bei einer Lesung seines Buchs „Mit dem Scheitern leben lernen“ aus dem Publikum dazu gefragt wird. „Die Frage ist nur, was die größte Sünde ist: Eine Beziehung zu beenden oder in einer nicht funktionierenden Beziehung zugrunde zu gehen.“ Knieling ist Professor für praktische Theologie an der Evangelistenschule Johanneum und selbst geschieden. Sünde sei das, was das Leben einschränke. „In dieser unvollendeten Welt kann ich das nicht immer vermeiden. Ich kann mich manchmal nur zwischen zwei Wegen entscheiden, die beide sichtbar nicht die besten sind und bei denen ich eine menschliche Einschätzung brauche – Was ist der dem Leben dienlichere Weg? Für mich und für andere.“

Diese Position Knielings schildert Daniel Schneider in seinem Buch „Tabu Trennung“, in dem er sich mit Fragen zum Thema Trennung und Scheidung aus christlicher Perspektive beschäftigt.

Nach wie vor ist das Thema eines, mit dem die christliche Welt sich schwer tut oder es gar tabuisiert.

Das steht fest: Auch wenn eine Ehe unter Gottes Segen geschlossen wird und sich beide Partner in die Ehe einbringen, ist dies doch kein Blankoscheck dafür, dass in der Beziehung automatisch alles glatt läuft. Das hat auch Schneider bei seinen Recherchen festgestellt. Für sein Buch sprach er, selbst Theologe, mit zahlreichen Betroffenen – gläubigen Christen, die in einer Beziehung gescheitert sind. In den Gesprächen wird klar: Scheiden tut weh. Und sind gemeinsame Kinder im Spiel, ist die Situation nochmals dramatischer.

Ehe wie „im Gefängnis“

Eine von denen, die in dem Buch zu Wort kommen, ist Silke Bolduan, Mutter von zwei Kindern. Sie leitet als Sozialpädagogin eine Praxis für Einzel-, Paar- und Familienberatung und ist frisch geschieden. Sie erläutert ein Missverständnis, das bei sehr gläubigen Menschen oft vorherrsche: „Besonders Christen denken oft, dass in Sachen Beziehung alles vom Himmel fällt, wenn sie nur genug dafür beten. Das ist ein großer Irrtum.“ Bedenklich findet sie auch, dass die Psychologie in manchen christlichen Kreisen verteufelt werde. Die Psychologie erforsche, wie Menschen ticken. Das gelte es in der Therapie einzusetzen. Es sei „geradezu töricht, keine Hilfe in Anspruch zu nehmen“, sagt Bolduan. Aber Psychologie selber könne einen Menschen nicht verändern, noch eine Beziehungskrise lösen, sondern nur erklären und mögliche Ursachen dafür auf tun. „Zur Veränderung muss ich als selbst aktiv werden.“ Jeder habe eine Eigenverantwortung. „Und dabei wiederum hilft mir Gottes Kraft und Wirken.“

Auch Hanna Seidels* Ehe wurde mit kirchlichem Segen geschlossen. Sie heiratete vor rund 25 Jahren ihren Mann, der aus dem Mittleren Osten stammte. Er habe ihr gesagt, er sei Christ geworden. Nach der Hochzeit wandelte sich sein Verhalten, erzählt sie im Gespräch mit pro. Am Gemeindeleben sei er nicht interessiert gewesen, in den folgenden Jahren habe er sie und die Kinder nach und nach komplett isoliert, sie durften nur auf die Arbeit und in die Schule. Der Mann übte permanent Druck auf sie aus, schrie sie an, redete teils mehrere Stunden auf sie ein, engte sie räumlich ein, machte sie klein. „Ich fühlte mich

wie im Gefängnis. Ich lebte die ganze Zeit unter Anspannung. Ich dachte: „Das musst du jetzt ein Leben lang ertragen“, schildert Seidel. Acht Jahre lang betete sie dafür, dass es besser wird. „Es wurde aber eher schlimmer.“ Für sie war es eine Qual, ihre Kinder in Angst und Zerrissenheit zu sehen. An einem Samstag, als ihr Mann ausnahmsweise nicht zu Hause war, floh sie mit ihren Kindern in ein Frauenhaus. Es kam zur Trennung und schließlich zur Scheidung.

Kampf mit Selbstzweifeln

Laut einer Studie des christlichen Studienzentrums „Barna Group“ ist die Scheidungsrate bei Gläubigen in den USA etwas höher als die von Agnostikern und Atheisten. Andere Erhebungen differenzieren jedoch zwischen aktiven und nicht-aktiven Christen. Diese Studien zeigen, dass Gläubige, die regelmäßig am Gemeindeleben teilnehmen, die Bibel und geistliche Lektüre lesen, privat beten – auch gemeinsam mit dem Partner –, sich seltener scheiden lassen. Für Deutschland gibt es keine solche Erhebungen.

In jedem Fall sind Gemeinden bei diesem Thema herausgefordert und gehen sehr unterschiedlich damit um. Autor Schneider sagte im Gespräch mit pro: „Gemeinden sollten das etwas entspannter angehen. Da herrscht ganz viel Angst und Unsicherheit.“ Grundsätzlich finde er es wichtig, „Liebe walten zu lassen, und die Angst und die Unsicherheit zu überwinden, sich dem Thema offen zu nähern“. Gemeindeglieder sollten die individuelle Person, die eine solche Erfahrung durchmacht, sehen und wertschätzen. „Bei den meisten braucht man keine moralische oder ethische Keule mehr zu schwingen.“ Denn Menschen, deren Beziehung oder Ehe auseinander gebrochen ist, verurteilten sich selbst schon genug und seien mit vielen Selbstzweifeln belastet. „Da sollte die Gemeinde eher Aufbau leisten.“ Schneider plädiert für Annahme statt Verurteilung. Herausfinden, was braucht die Person jetzt, wie kann man als Gemeinde dem Menschen helfen – Ruhe, Entlastung oder doch ein Gespräch, durch das ein Vertrauter in das Leben hineinsprechen darf? „Es ist nicht die allerschlimmste Untat unter der Sonne, wenn man sich scheiden lässt. Es wird manchmal gespiegelt, dass man dadurch eine Persona non grata wird. Da ist das Verhältnis schief.“

Seidel, die vor ihrem Mann floh, fand sich mit der Frage nach Trennen oder Bleiben gedanklich in einem Zwiespalt und rang mit sich selbst. Wegen ihres Glaubens dachte sie: Die Ehe hat einen hohen Stellenwert. Man darf sie nicht scheiden. Andererseits war ihr klar: Es geht nicht anders. Über die Beziehung sagt sie: „Es war keine Ehe. Es war Quälerei. Ich habe keine Liebe, keine Anerkennung, keine Zuneigung von ihm bekommen.“

Luther erklärt Ehe zum „weltlich Ding“

Die Kirchen gehen unterschiedlich mit Ehe und Scheidung um. In der Katholischen Kirche ist die Ehe ein Sakrament. Bislang war es Wiederverheirateten auch nicht erlaubt, die Kommunion zu empfangen. Jedoch geht die Kirche heute auf zivilrechtlich Geschiedene und Wiederverheiratete zu. In Einzelfällen können sie nach seelsorglicher Begleitung mittlerweile das Abendmahl empfangen. Das geht aus der Anfang Februar von der Deutschen Bischofskonferenz veröffentlichten Handreichung



Jede dritte Ehe in Deutschland wird geschieden – die meisten nach sechs Jahren. Seit 2012 sinken die Scheidungszahlen jedoch leicht.

Foto: lightstock, Poxel Creative



Foto: Lea Rebecca Wörner

Daniel Schneider, Jahrgang 1979, ist Journalist, Theologe und Autor und lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Löhne, Westfalen.

Daniel Schneider: „Tabu Trennung. Ein Journalist sucht Antworten“, SCM Hänssler, 176 Seiten, 14,95 Euro, ISBN 978-3775157582



„Die Freude der Liebe, die in den Familien gelebt wird, ist auch die Freude der Kirche‘ – Einladung zu einer erneuerten Ehe- und Familienpastoral im Licht von Amoris Laetitia“ hervor. In den evangelischen Landeskirchen gilt die Ehe nicht wie die Taufe und das Abendmahl als Sakrament. Martin Luther erklärte die Ehe zum „weltlich Ding“. In ihrem Glaubens-ABC schreibt die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD): „Beide Kirchen sehen die Ehe als prinzipiell unauflösbar an. Daraus ist jedoch keine generelle Unmöglichkeit der Ehescheidung zu schließen.“ In der evangelischen Kirche ist die Wiederheirat Geschiedener prinzipiell möglich.

Gemeinsames Abendmahl für Geschiedene

Die ehemalige EKD-Ratsvorsitzende Margot Käßmann, selbst geschieden, sagte: „Eine Scheidung ist eine Erschütterung.“ Sie sprach sich in einem Interview der Online-Plattform evangelisch.de für ein gemeinsames Abendmahl der Getrennten aus: „Es ist ein Zeichen, durch das Menschen sagen: Wir trennen uns. Aber das, was wir geteilt haben, bleibt wertvoll, da gibt es auch Frieden.“ Kirchen verschiedener Konfessionen bieten Gottesdienste für Geschiedene an. So erklärte etwa die Diözese Rottenburg-Stuttgart ihren ökumenischen Gottesdienst für Geschiedene als einen, „der Räume bietet für Trauer, Wut und Schmerz, aber auch für Hoffnung und Neubeginn“.

„Christen denken oft, dass in Sachen Beziehung alles vom Himmel fällt.“

Auch Freikirchen handhaben das Thema Trennung und Scheidung unterschiedlich. In einer 2007 veröffentlichten Erklärung erläutert etwa der Bund Freier evangelischer Gemeinden (FeG) seine Haltung: Ehescheidungen und Wiederheirat Geschiedener widersprechen dem Willen Gottes. Jedoch benenne das Neue Testament die Unzucht des Ehepartners (Matthäus 5,32; 19,9) und den Widerwillen eines Ungläubigen, mit seinem gläubigen Ehepartner verheiratet zu bleiben (1. Korinther 7,15), als Scheidungsgründe. Trotzdem: „In jedem Fall hat eine Ehescheidung mit Sünde zu tun, da sie dem ursprünglichen Willen Gottes entgegensteht.“

Eine Wiederheirat lehne das Neue Testament grundsätzlich ab, eine dem Evangelium entsprechende Ehe-Ethik könne aber „unter besonderen Bedingungen eine Wiederheirat Geschiedener akzeptieren“. Lassen sich Älteste und verantwortlichen Mitarbeitern sowie Pastoren in einer FeG scheiden, schade dies „der Glaubwürdigkeit des Dienstes und dem Ansehen der Gemeinde“. Deshalb soll die Gemeindeleitung oder die des Gemeindebundes prüfen, ob der Dienst fortgesetzt werden kann. Nötig sei in jedem Fall „eine gründliche seelsorgerische Aufarbeitung“. Baptisten und Evangelisch-methodistische Kirche handhaben dies ähnlich. Der Bund Freikirchlicher Pfingstge-

meinden schließt in einer Verlautbarung Scheidung wegen „emotionaler Zerrüttung, Auseinanderleben, Krankheit, geschwundener Liebe“ aus. Aus diesen Gründen eröffne sich „keine Option zur legitimen Wiederheirat“.

Getrennte brauchen Trost, keine Verurteilung

Schneider spricht sich im Gespräch mit pro dafür aus, Geschiedene weiterhin in der Gemeinde mitarbeiten zu lassen: „Wenn man die Bibel im ganz Großen nimmt, ist sie ein Buch der Liebe von Gott zu den Menschen. Dazu gehört auch, dass man Missstände anspricht.“ Wenn Menschen aber nicht mehr Teil einer Gemeinde sein oder mitarbeiten dürfen, weil sie persönlich in einer Beziehung gescheitert sind, hat Schneider dafür kein Verständnis. „Das ist auf jeden Fall nicht das, was Jesus und Gott möchten“, meint er. Beim Blick in die Bibel findet sich im ersten Brief von Paulus an Timotheus eine Liste der Voraussetzungen für das Amt des Gemeindeleiters und der Diakone. Darin heißt es auch, sie sollen „Mann einer einzigen Frau sein“.

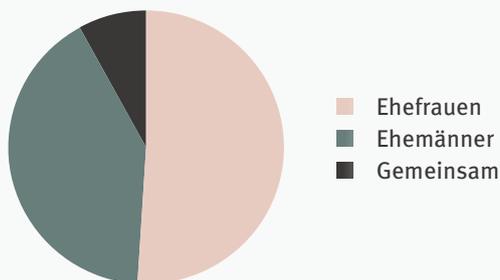
Schneiders persönliche Erkenntnisse aus der Arbeit am Buch:

- » „Wir sollten die Beziehungen, die gelingen, viel mehr feiern und wir sollten die Beziehungen, die nicht gelingen, nicht zu sehr verteufeln.“
- » „Auch Ehen, die unter Gottes Segen geschlossen werden, können scheitern.“
- » „Kommunikation ist das A und O. Nicht die großen Dinge wie Fremdgehen oder ein Seitensprung lassen eine Ehe scheitern, sondern die fiesen, kleinen Nadelstiche im Alltag. Diese gilt es zu bekämpfen und kommunikativ aufzunehmen.“
- » „Es geht auch um mich – das Dreifach-Gebot der Liebe gilt: liebe Gott, deinen Nächsten, dich selbst. Wenn ich nicht in der Lage bin, mich anzunehmen und mich zu lieben, werde ich Schwierigkeiten haben, das in einer Beziehung hinzubekommen.“

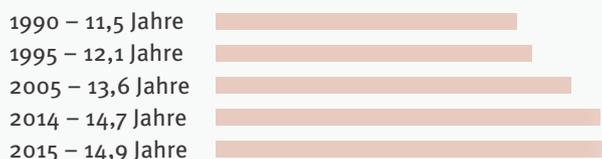
Aber auch unabhängig von der geistlichen Bewertung sollte jeder die eigene Haltung gegenüber Betroffenen überprüfen. Nur allzu schnell gehen die gedanklichen Schubladen auf, wenn man von einer Trennung erfährt: „Da muss irgendwas schief gelaufen sein, die hätten sich mehr anstrengen können“, beschreibt Schneider Gedankengänge, bei denen er sich selber schon erwischte hat. Er wünscht sich und anderen, aus diesem Reflexdenken herauszukommen: „Als ich das nochmal reflektierte, dachte ich: Was maße ich mir an? Ich urteile, ohne die Hintergründe zu kennen. So werde ich weder der Bibel noch den Menschen gerecht.“

Frauen stellen öfter Scheidungsantrag

Im Jahr 2015 wurden in Deutschland 163.335 Ehen geschieden, listet das Statistische Bundesamt auf. Zum Vergleich: 400.115 Ehen wurden im selben Jahr geschlossen. Die 2015 geschiedenen Ehen bestanden im Durchschnitt etwa 15 Jahre. Rund 35 Prozent aller innerhalb eines Jahres geschlossenen Ehe werden in den nächsten 25 Jahren geschieden. 51 Prozent der Scheidungsanträge stellten die Ehefrauen, 41 Prozent die Männer. Die übrigen Anträge wurden von beiden gemeinsam gestellt.



Durchschnittliche Dauer geschiedener Ehen



Quelle: Statistisches Bundesamt

Nach ihrer Flucht ins Frauenhaus und ihrer Scheidung erlebte auch Seidel in ihrer neuen Gemeinde, dass vereinzelt Menschen, die nicht ihre ganze Geschichte kannten, darüber urteilten, warum sie die Ehe beendet hatte. Es könne doch nicht so schwierig sein, sagten manche. „Das macht die eigene Situation noch schlimmer. Das hat mich getroffen.“ Denn sie hatte selbst schon mit Zweifeln zu kämpfen: „Ich habe gedacht, ich bin bei Gott unten durch, er hat keine Gnade mehr für mich übrig.“ Unter diesem Makel litten viele Getrennte, sagt Seidel.

Diese Reaktionen waren bei ihr jedoch die Ausnahme. Generell war die Gemeinde eine große Unterstützung für sie und ihre Kinder: durch Gespräche, gemeinsame Zeit, Kinderbetreuung, praktische Tipps für Reparaturen in der Wohnung. Die Gemeinde vermittelte ihr, „anerkannt zu sein und dazu zu gehören“, es fühlte sich „wie Familie“ an. Seidel fasst rückblickend zusammen: „Es ist eine große Hilfe, wenn Leute in der Gemeinde nicht in die Kerbe schlagen und dich verurteilen, sondern dich auffangen, dir sagen, du bist ein Kind Gottes, er geht mit dir.“

Christen, die in Trennung leben oder sich scheiden lassen, hilft keine Verurteilung. Sie benötigen Trost, ein offenes Ohr, Gebet, Zuspruch. Das Thema Trennung und Scheidung fordert Gemeinden, gleichzeitig können sie auch daran wachsen. Schneider lässt in seinem Buch Reiner Knieling, den Professor für praktische Theologie am Johanneum, erklären, wie dieser Scheitern sieht: „Das ist für mich immer regelrecht komisch, wenn ich höre, dass da, wo etwas gelingt, Gott mehr präsent sein sollte als da, wo etwas nicht gelingt.“ Natürlich wünsche sich Knieling Gelingen. „Aber das Geniale der biblischen Botschaft steckt für mich darin, dass genau da, wo etwas schief geht, Gott präsent ist. Also, dass er mitten in dem Schmerz gegenwärtig ist.“ Gott entfalte mitten im menschlichen Scheitern seine Kraft. ■

* Name von der Redaktion geändert

Anzeige

Aufblühen. Statt Blumen.

Lydia Echte Geschichten. Echter Glaube. Echte Freude. **Für sie.**

Einfach Geschenk-Abo (inkl. Gratis-Grußkarte) bestellen auf: lydia.net/stattblumen

Alleiniger Inhaber des Unternehmens Trigema und damit voll verantwortlich: Wolfgang Grupp

„Ich habe vielleicht nicht das schwierigste Leben“

Der Bekleidungshersteller Trigema produziert komplett in Deutschland. Für den Chef des Familienunternehmens, Wolfgang Grupp, gehört dies zu einem festen Stamm an Werten. Der 75-jährige Unternehmer wurde katholisch erzogen und ging auf ein Jesuitenkolleg. Im Gespräch mit pro erklärt er, inwiefern ihn die christliche Erziehung beeinflusst hat. | DIE FRAGEN STELLTE JÖRN SCHUMACHER



pro: Wie hat Ihre katholische Erziehung Sie geprägt?

Wolfgang Grupp: Ich bin nun mal katholisch geboren und erzogen und wurde mit gewissen Prinzipien vertraut, die aber ein evangelisch Erzogener nicht unbedingt nicht haben muss: Anständigkeit, Gerechtigkeit gegenüber den anderen. Die Erziehung war katholisch auf dem Jesuiten-Kolleg, aber das Wichtigste war das Elternhaus. Besonders meine Mutter war da sehr streng. Wir gingen sonntags in die Kirche. Mein Vater war da toleranter, aber er musste am Sonntag mit. Das ist irgendwo geblieben.

Gehen Sie heute noch in die Kirche?

Wenn ich in meinem Jagdhaus im Allgäu bin, gehe ich aus Disziplinrunden in die Kirche. Ich höre mir die Predigt nicht an,

damit kann ich nichts anfangen. Ich komme nach der Predigt, vor der Opferung. Es geht darum zu sagen: Ich stehe rechtzeitig auf am Sonntag und gehe in die Kirche, und ein Frühstück gibt es erst, wenn ich mich diszipliniert habe und mir bewusst werde: Es ist nicht alles selbstverständlich. Ich habe ja vielleicht nicht das schwierigste Leben. Es gibt viele, die problemvoller geboren sind, die kein oder ein schwieriges Elternhaus oder finanzielle Probleme haben. Es ist vieles an mir vorbei gegangen. Ob ich mit verantwortlich war oder nicht, ist eine andere Frage. Dass man da auch mal ein Dankeswort übrig hat, weil das nicht selbstverständlich ist, das ist für mich ganz wichtig. Der Besuch im Gottesdienst bedeutet auch: Ich bin anderen verpflichtet, ich darf nicht überheblich werden. Das ist eine Basis. Und die habe

Wolfgang Grupp wurde am 4. April 1942 geboren. Sein Vater, Franz Grupp, war der Schwiegersohn von Josef Mayer, dem Begründer der Firma „Trikotwarenfabrik Gebrüder Mayer“ (TRIGEMA). Als Mayer 1956 verstarb, übernahm Franz Grupp die Leitung des Unternehmens. Sein Sohn Wolfgang übernahm 1969. Bekanntheit erlangte der Firmenchef unter anderem durch eine Fernsehwerbung mit einem Schimpansen.



FOTOS: TRIGEMA

ich in erster Linie durch das Elternhaus, durch meine Erziehung, und vielleicht auch durch die Schulbildung im Internat. Ich habe aber in meiner Studienzeit diesen Weg nicht verlassen.

Welche Inhalte definieren Sie als Ihren Glauben?

Ich bin zwar katholisch geboren, aber wenn ich protestantisch geboren worden wäre, würde ich wohl nicht konvertieren. Aber es muss einen gewissen Halt geben, und die Kirche gibt den. Auch weil ich der Meinung bin, es könnte ein Nachleben geben, und dann werden wir vielleicht zur Verantwortung gefragt, die wir im Leben hatten. Es wäre für mich fatal, wenn ich sagen würde: Ich kann machen, was ich will, es spielt keine Rolle. Ich muss wissen, dass ich auch vielleicht irgendwann die Verantwortung für das, was ich hier tue, ablegen muss.

Das hat mich die Kirche gelehrt, das ist mein Glaube, und danach lebe ich.

Glauben Sie, dass Ihre katholische Erziehung etwas mit Ihrem Erfolg mit Trigema zu tun hat?

Ob das der katholische Hintergrund war, kann ich nicht sagen. Aber meine Erziehung, anständig, gerecht und korrekt zu sein, hat sicherlich dazu beigetragen, dass ich auch meinen Kunden, Lieferanten und Mitarbeitern korrekt und gerecht gegenüberstehe. Und am Schluss ist es das, was längeren Bestand hat. Der Erfolg von Trigema ist ja noch nicht durchgestanden. Erfolg haben ist keine Kunst, Erfolg durchstehen ist eine Kunst. Erst wenn ich offiziell abgedankt habe oder im Grab liege, kann man sagen, ob ich Erfolg hatte.

Was sagen Sie zum Jesus-Wort: „Eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr, als dass ein Reicher ins Himmelreich kommt?“

Ich kann Ihnen da ein anderes dagegenhalten. Christus hat ja seinen Knechten Taler gegeben, und der, der am wenigsten bekommen hat, hat's vergraben. Den hat er anschließend kritisiert. Den anderen, der es verdoppelt und verdreifacht hat, hat er gelobt. Wenn ich etwas mehr habe als ein anderer, dann habe ich auch mehr Verantwortung.

Welche Werte sind Ihnen wichtig?

Werte sind generell wichtig, denn wenn man die Werte lebt und dem anderen gegenüber darbringt, hat man auch eine andere Wertschätzung. Und da ich 1.200 Mitarbeiter habe, spüren Sie ja, ob die Sie anerkennen oder nicht. Das hat nichts mit Geld zu tun, sondern damit, wie anständig, fair und korrekt Sie zu den Mitarbeitern sind. Werte sind auch gegenüber meinen Kunden oder Lieferanten das A und O. Sie sind treue Partner, je mehr man die Werte einhält. Wenn man Partner nutzt, nur weil man sie braucht, entspricht das nicht den Werten. Man muss schwierige Zeiten auch mit den anderen durchmachen.

Vermitteln Sie diese Werte auch an Ihre Mitarbeiter?

Es ist immer so: So, wie Ihre Vorgesetzten mit Ihnen umgehen, werden Sie am Schluss mit Ihren Untergebenen auch umgehen. So, wie es oben vorgelebt wird, wird es unten nicht selten nachgemacht. Was in Konzernen mit Menschen passiert – wenn man sie braucht, ist es in Ordnung, wenn man sie nicht braucht, schmeißt man sie raus –, da werden alle zu Egoisten. Und dann wird es nicht mehr funktionieren. Deshalb glaube ich, von uns sagen zu dürfen, dass die Werte noch geachtet werden, von mir ausgehend. Ich garantiere die Arbeitsplätze, und ich kann mich auch in einen Mitarbeiter hineinversetzen; wenn er ein Problem hat, dann spreche ich mit ihm. Das ist mehr wert als manche Lohnerhöhung, wenn man das Gefühl hat, man hat auch einen Wert in einer Firma, und der Chef hat auch mal Verständnis für ein Problem.

Haben Sie ein Vorbild?

Ein Vorbild ist zum einen mein Großvater, der immer ein sehr gutes Verhältnis zu seinen Mitarbeitern hatte. Aber Vorbilder sind für mich auch Familienunternehmer, die Unternehmen weltweit führen. Wie ein Herr Würth, der ein Segen für seine Heimat ist, wo ihm keiner verübelt, dass er Millionen verdient, sondern wo man stolz ist, dass man bei ihm arbeitet. Ich bin stolz, einem Familienunternehmer die Hand schütteln zu dürfen. Das war schon als Kind so. Wer früher viel Geld hatte, der hat eine Leistung gebracht. Und da hat sich heute vieles geändert.

Inwiefern?

Wenn es heute Gehaltsdiskussionen bei Managern gibt, dann nur deshalb, weil die Gehälter nicht mehr gerecht sind. So lange die Leistung hinter dem Gehalt steht, gibt es keine Problematik. Erst wenn die Leistung nicht mehr da ist und dafür noch Millionen bezahlt werden, sind das Fehlentwicklungen und führen zu Diskussionen.

Sprechen Sie da die Boni-Zahlungen in Millionenhöhe an?

Die Boni sind nicht das Problem. Für Leistung Boni zu zahlen, ist in Ordnung. Aber für Fehlleistung Boni zu zahlen, das ist für mich nicht nachvollziehbar. Die Entscheidungsträger müssen bei mir in Verantwortung und Haftung sein. Ich habe eine Rechtsform, bei der ich mit dem gesamten Privatvermögen für alles hafte, was in der Firma geschieht – ob ich es verschuldet habe oder nicht. Auch wenn ein anderer einen Fehler macht,




Film zum Artikel online:
bit.ly/InterviewGrupp

zähle ich. Deswegen nimmt mir auch keiner übel, wenn ich etwas mehr oder weniger habe.

Ihr Unternehmen legt ja nicht alles darauf an, zu expandieren, sondern eine gewisse Konstanz zu gewährleisten ...

Der Wahn des „immer mehr“ der Wachstumstheorie ist in einem Hochlohnland sehr schwierig. Das heißt: Wenn ich immer mehr will, dann kann ich das am Schluss nur über den Preis schaffen. Und das ist in einem Hochlohnland tödlich. Deswegen sind ja auch meine Kollegen, die meinten, sie müssten immer mehr haben, ins Ausland, und ich frage mich, ob das mein Ziel sein kann. Ich habe eine Verantwortung hier im Inland! Mein Ziel ist es nicht, der größte Textilhersteller zu werden. Mein Ziel ist, meine Aufgabe als Unternehmer in meinem Heimatland konstant zu erfüllen, meine Mitmenschen in den Arbeitsprozess einzubinden und ihnen einen Arbeitsplatz zu garantieren; und meinen Kunden etwas bieten zu können, woran sie Freude haben und dafür auch etwas mehr bezahlen, sodass ich auch meinen Mitarbeitern einen gerechten, korrekten, deutschen Lohn zahlen kann.

Will Trigema Flüchtlinge aufnehmen?

Wir haben bereits 18 Flüchtlinge aus Syrien und Pakistan, und nehmen weitere auf. Das sind Männer. In der Konfektion sind bisher nur Frauen, sodass wir nun auch Näher haben, das gab es bei uns vorher nicht. Die haben wir mit Handkuss genommen, und die sind auch top.

Stimmt es, dass Sie bereits Ihre Grabstätte organisiert haben?

Es ist meine Aufgabe, vorausschauend in die Zukunft zu gehen, also werde ich ein Familiengrab schaffen. Der Bürgermeister von Burladingen hat mir eine Fläche zur Verfügung gestellt, und dann habe ich sie als Familiengrab angelegt. Da habe ich meine Grabplatte schon installiert, darauf steht mein Name mit Geburtsdatum – damit ich weiß, wo ich zukünftig mal sein werde.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Anzeige

MASTER OF ARTS IN THEOLOGY (USA)
 mit den Schwerpunkten Pastoraltheologie & Missiologie




bsb-online.de | 02222-701200

Die „Basics“ meines Glaubens

Eine Selbstvergewisserung: Wie das „Doppelgebot“ der Liebe sich auch auf das journalistische Schreiben auswirken kann. |

VON CLAUDIA IRLE-UTSCH



Foto: Anna Wills/Nora Tomm: Das Wimmelbuch der Weltreligionen | Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim, Basel



Mitten im Gewimmel zwei klare Statements: „Jesus liebt dich“ und „I love Jesus“



Claudia Irle-Utsch, geboren 1969, ist stellvertretende Ressortleiterin Kultur/TV der Siegener Zeitung. Ehrenamtlich engagiert sie sich im Suchthilfeverband Blaues Kreuz.

Zwei Menschen sind es, die mich auf diesem bunten, inhalts- und figurenreichen Wimmelbild besonders interessieren: die Frau mit der Bibel in der Hand und mit einem Schild, auf dem „JESUS liebt DICH“ steht, und in deren Nähe sich diese Liebe ganz praktisch zeigt – es gibt neben der Einladung zum Seelenheil auch eine heiße Suppe; und der junge Mann mit schwarzen Rastalocken, auf dessen Shirt-Rückseite das Bekenntnis „I ♥ JESUS“ steht.

Hier finde ich mich mit dem wieder, was für meinen Glauben elementar wichtig, „basic“ ist. Und zwar in einer Welt, in der andere ihren christlichen Glauben in ganz unterschiedlicher Weise leben, in einer Welt, in der Menschen völlig an-

ders geprägt sind, was ihre Sicht der göttlichen Dinge angeht. Meine Position ist im „Wimmelbuch der Weltreligionen“ von Anna Wills und Nora Tomm (Beltz & Gelberg) auf der Doppelseite zum Christentum zu finden – zwischen Judentum und Islam. Auch das zeigt die Herausforderung, mich zu vergewissern: Wo gründet mein christlicher Glaube? Wo unterscheidet er sich von anderen Glaubensformen? Und was ist für mich wesentlich, weiterbringend, heilsbringend?

Und damit zoomte ich mich noch einmal heran an die beiden Botschaften, die der Rasta-Mann und die Straßenmissionarin so plakativ verkünden: „Jesus liebt dich“ und „Ich liebe Jesus“. So bringen diese beiden Slogans – die so viel mehr sind als nur das! – das, was den christlichen Glauben ausmacht, auf den Punkt: „Denn so sehr hat Gott diese Welt geliebt: Er hat seinen einzigen Sohn hergegeben, damit keiner verloren geht, der an ihn glaubt. Sondern, damit er das ewige Leben erhält.“ (Johannes 3,16; Basis-Bibel). Weil sich Gott mit der Hingabe seines Sohnes „zu Tode geliebt“ hat (mit dem Happy End der Auferstehung), darf ich ihn lieben. Dankbar, oft nicht verstehend, glaubend, erfahrend, beglückt, bestärkt, ermutigt. Ja, es geht zentral um meine Beziehung zu Jesus Christus. Daraus ergibt sich ein Zweites: der Blick hin zu denen, die meine Nächsten sind. Mit dem Weitersagen und Weitergeben, dem einander Bedenken von Reden und Handeln.

Von der Liebe bestimmt

„Wir wollen nicht nur tuten, sondern gegen die Not (...) auch taten“, formulierte es Christian Wilhelm Lütge (1888–1968), der 50 Jahre lang Sekretär des Blauen Kreuzes war. Dass „Tuten“ und „Taten“ stimmig sind, ist sicher der ganz große Anspruch – Scheitern und Immerwieder-neu-Anfangen inklusive.

Wenn nun das, was sich im „Doppelgebot der Liebe“ (Matthäus 22,37–40) verdichtet, mein Sein bestimmen soll, dann mein ganzes Leben – und damit auch mein berufliches. Das heißt, ...

... dass ich versuche, den Menschen, über die ich berichte, mit Achtung zu begegnen, weil jede und jeder Einzelne von Gott geliebt ist;

... dass ich wahr und wahrhaftig schreiben möchte, auch weil ich einer höheren Macht verpflichtet bin;

... dass ich gerne Menschen und Initiativen vorstelle, die „taten“, die einsteht für mehr Gerechtigkeit, für ein friedliches Auskommen, für das Lindern akuter Not in der Nähe und in der Ferne, kurz: die Nächstenliebe sichtbar machen;

... dass ich, wo es möglich und überhaupt nicht aufgesetzt ist, das Evangelium zur medial verbreiteten guten Nachricht werden lasse: aktuell, verständlich, relevant, echt. ■

„Medien helfen, das Leben besser zu verstehen“

Als Intendantin des Rundfunks Berlin-Brandenburg (rbb) ist Patricia Schlesinger verantwortlich für die Planung des Programms in dem Sender. Warum auch Kirchen darin vorkommen sollen und wie Journalisten auf Fake News reagieren können, erklärt sie im Interview. | DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER

Patricia Schlesinger, Jahrgang 1961, absolvierte nach dem Studium ein Volontariat beim NDR. Von 1995 bis 1997 war sie Leiterin des ARD-Auslandsstudios in Singapur, von 1997 bis 2001 Moderatorin beim Polit-Magazin Panorama. Von 2001 bis 2016 hatte sie verschiedene leitende Funktionen innerhalb der ARD. Seit 1. Juli 2016 ist sie Intendantin des rbb.

Foto: Thorsten Klapsch/rbb



pro: Warum gehören christlicher Glaube und Kirche noch ins Fernsehen?

Patricia Schlesinger: Mehr als 45 Millionen evangelische und katholische Bundesbürger sind Kirchenmitglieder – wie sollte ein Fernsehprogramm aussehen, das diese Realität ausblendet oder versucht, den Themen Glaube oder Kirche aus dem Weg zu gehen? Das ist schwer vorstellbar und auch nicht wünschenswert.

Welche Bedeutung haben die Kirchen und Religionsgemeinschaften in der Wertevermittlung und den Debatten um ethische und gesellschaftliche Themen im Fernsehen?

Meine Aufgabe und die meiner Kolleginnen und Kollegen beim rbb besteht darin, die verschiedenen Positionen, Einschätzungen und Beiträge in gesellschaftlichen Debatten zu gewichten und abzubilden. Deren „Wert“ sollte dann unser Publikum beurteilen. Ich erwarte grundsätzlich von den maßgeblichen gesellschaftlichen Kräften – und dazu gehören fraglos Kirchen und Religionsgemeinschaften –, dass sie an diesen Debatten aktiv teilnehmen. Ich sehe dabei den großen Einfluss der christlich-jüdischen Traditionen und halte ihn für unverzichtbar, denn darauf beruht unser Wertekanon.

Wann würden Sie als Intendantin zu einer kirchlichen Veranstaltung sagen: „Das müssen wir unbedingt haben und senden!“?

Ich mache den Redaktionen in unserem Haus nach Möglichkeit keine Vorschriften, das ist nicht meine Aufgabe. Ich ermutige sie allerdings, bei ihren Programmentscheidungen als erstes auf die Relevanz der Sendungen zu achten. Also wäre die Antwort auf Ihre Frage: Je relevanter die Veranstaltung, desto eher bin ich für Sendung. Wir müssen mit unserem Programm Nähe zu unserem Publikum herstellen, verständlich und verbindlich sein – das schließt auch gute Unterhaltung nicht aus.

Halten Sie Angebote wie das „Wort zum Sonntag“ oder Fernsehgottesdienste im Fernsehen noch für zeitgemäß?

Die Sendungen der Kirchen stehen in der Verantwortung der Kirchen, daher maße ich mir da kein Urteil an. Ich finde es allerdings grundsätzlich richtig, dass die Kirchen in unseren Programmen präsent sind.

Junge Menschen bedienen sich zunehmend des Internets und der sozialen Medien, um sich zu informieren. Warum braucht es noch einen öffentlich-rechtlichen Rundfunk, wenn die modernen Mediennutzer ihre Informationen aus allen möglichen Quellen im Netz beliebig zusammensuchen können?

Sie geben schon zwei wichtige Stichwörter: „alle möglichen Quellen“ und „beliebig“. Es wird in der vernetzten Welt immer schwerer für die Medienkonsumenten, die Absender einer Information und deren Wahrheitsgehalt zu erkennen oder gar zu überprüfen. Je schwerer dies aber ist, desto wichtiger sind die öffentlich-rechtlichen Angebote mit ihrer Verpflichtung zu redaktioneller Qualität. Im Übrigen sind unsere eigenen Angebote im Internet und den großen Netzwerken dabei selbst ein wichtiges Instrument. Der rbb hat seine Strukturen im ARD-Vergleich sehr früh an die digitale Zeitenwende angepasst und

arbeitet schon seit 2009 mit einer multimedialen Programmproduktion.

Welchen Einfluss haben die sozialen Medien auf unser Wertesystem und die Debatten darüber?

Es ist inzwischen fast ein Allgemeinplatz, die „Verrohung“ der Umgangsformen im Netz und den sozialen Medien zu beklagen und auf die Gefahr dieser Entwicklung für demokratische, freiheitliche Werteordnungen hinzuweisen. Ich sehe diese Gefährdung auch und halte es für einen Teil unseres Auftrags, dem entgegenzuwirken – etwa durch klare, offene Kommunikation mit unserem Publikum, aber auch durch präzise Einordnung, durch die umfassende Darstellung von Hintergründen und Zusammenhängen.

Wie kann Fernsehen noch einen Bildungsauftrag wahrnehmen, wenn seine Zuschauer vor allem ältere Menschen sind?

Haben ältere Menschen kein Anrecht auf Bildung? Wir dürfen den Bildungsauftrag auch nicht auf eine Art „Volkshochschul“-Fernsehen verkürzen. Die Fernsehzuschauer waren schon immer mehrheitlich „älter“, die Jugend hatte schon immer und hat noch heute andere Ideen, wie ein Leben zu gestalten ist. Gleichzeitig beschreiben sie eine wichtige Entwicklung: Menschen gewöhnen sich neue Formen der Mediennutzung an, die nicht mehr linear sind. Auch da muss der öffentlich-rechtliche Rundfunk reagieren, etwa mit gut organisierten und gut gefüllten Mediatheken.

Welche Folgen hat das sogenannte postfaktische Zeitalter für die Berichterstattung und die Programmplanung? Wie kann ein Sender wie der rbb auf diesen Trend reagieren?

Das „postfaktische“ Zeitalter ist meinen Augen auch ein Modebegriff – schon immer haben Interessengruppen mit allen Mitteln versucht, ihre jeweiligen Sichten durchzusetzen. Die journalistischen Handwerksregeln bilden die Grundlage, wir müssen sie befolgen und für das Publikum sichtbar machen, wie wir das tun. Das ist die beste Waffe gegen Fake News und Lügenpresse-Vorwürfe. Transparenz und Einordnung, aber auch investigativer Journalismus, harte Recherchen tragen ihren Teil dazu bei.

Wie kann der öffentlich-rechtliche Rundfunk eine Kompetenz zur Mediennutzung unterstützen?

Wir können in der täglichen Arbeit demonstrieren, wie gute, durchschaubare, glaubwürdige, unabhängige Medienarbeit im Sinne eines guten Miteinanders in der Gesellschaft aussieht. Das ist unser Auftrag.

Was macht letztlich einen mündigen Mediennutzer aus?

Das sollten zunächst jeder und jede für sich beurteilen. Wer sich selbst als mündigen Bürger versteht, hält sicher auch die eigene Mediennutzung für mündig. Letztlich helfen Medien, das eigene Leben und das der Gesellschaft, in der ich mich bewege, besser zu verstehen und so meine Einflussmöglichkeiten zu nutzen.

Dieses Jahr wählen wir in Deutschland noch zwei Landtage und den Bundestag. Worin sehen Sie die größten Herausforderungen für die Berichterstattung bei den Wahlen?

Ich halte es für wichtig, inmitten der unglaublich schnellen Themenzyklen gelassen zu bleiben, sich im Angesicht der nicht minder unglaublich hoch schlagenden Erregungswellen die Nüchternheit zu bewahren und bei alledem nicht zu vergessen, für wen wir das alles tun: Für unser Publikum und für ein funktionierendes Gemeinwesen.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Journalismus mit Sinn für Religion

Wie berichten deutsche Medien über die Christenverfolgung im Irak? Schaut man sich die Berichte genauer an, wird deutlich: Der Fokus liegt auf Gewalt. Religiöse Zusammenhänge kommen zwar auch vor, aber sie werden nur an der Oberfläche thematisiert. Ein „religionssensitiver“ Journalismus könnte dabei helfen, religiöse Konflikte besser zu verstehen. | EINE ANALYSE VON SALOME MAYER

Im Sommer 2014 eroberte die Terrororganisation Islamischer Staat die Ninive-Ebene, die Heimat vieler irakischer Christen, und verwüstete deren Häuser und Kirchen

Foto: picture alliance

Irakische Christen haben Anfang März 2017 in Telekuf-Tesqopa, einer Ortschaft nahe Mossul, zum ersten Mal nach über zweieinhalb Jahren Gottesdienst gefeiert. Sie waren im Sommer 2014 von der Terrororganisation Islamischer Staat (IS) vertrieben worden. Die Terroristen hatten Mossul und die umliegende Ninive-Ebene erobert – das Haupt-siedlungsgebiet der irakischen Christen. Die Folgen waren katastrophal: Ein Ultimatum forderte die Christen auf, entweder zum Islam zu konvertieren, eine Schutzsteuer zu bezahlen oder zu fliehen. Die Alternative war nur der Tod durch das Schwert. Geschätzt 100.000 Christen aus der Ninive-Ebene verließen daraufhin die Gegend, die jahrhundertlang ihre Heimat war. Eine der ältesten christlichen Gemeinden der Welt hörte auf zu existieren.

Wie haben deutsche Tageszeitungen diese Geschehnisse geschildert? Um zu analysieren, ob die Berichterstattung über einen Konflikt diesem auch gerecht wird, gibt es in der Kommunikationswissenschaft unter anderem das Modell des „konfliktsensitiven Journalismus“. Anhand dessen lässt sich fragen: Haben die

Journalisten ihre Quellen offengelegt, haben sie sich bemüht, möglichst unterschiedliche Meinungen abzubilden, und sind sie auf die Konfliktursachen eingegangen und auf Lösungsvorschläge? Um diese Frage mit Blick auf die beschriebene Situation im Irak zu beantworten, untersuchte die Autorin in einer eigenen Studie zu ihrer Masterarbeit an der Universität Erlangen-Nürnberg die Artikel über die Situation der irakischen Christen, die die Tageszeitungen Die Welt, Süddeutsche Zeitung (SZ) und Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) von Juni bis August 2014 veröffentlichten. In diesem Zeitraum eroberte der IS die Ninive-Ebene.

Die Auswertung zeigte, dass das Thema der Christenverfolgung im Irak erst spät den Weg in die Zeitungen fand: Obwohl bereits im Juni kein Gottesdienst in Mosul mehr stattfand, berichteten weder die FAZ noch die SZ und nur einmal Die Welt über die schwierige Lage der Christen. Erst als der IS das Ultimatum im Juli stellte, merkten sie auf.

Gründe für den Hass bleiben im Dunkeln

Wie ausgewogen ein Konflikt in den Medien dargestellt wird, hängt auch davon ab, wer in den Beiträgen zu Wort kommt und welche Personen als Protagonisten ausgewählt werden. Hier ergab die Untersuchung, dass verfolgte Christen selbst vor allem in Reportagen zu den Hauptpersonen wurden. Durch ihre Erzählungen wird das durch den IS verursachte Leid deutlich. In eher nachrichtlichen Berichten konzentrierten sich die Journalisten vor allem auf die Meinungen kirchlicher Oberhäupter, der Eliten. Als einzige Unterstützer der fliehenden Christen und als deren Retter wurden die kurdischen Peschmerga beschrieben. Über den IS berichteten die Zeitungen stets als Kollektiv und griffen keine Einzelpersonen und deren Positionen heraus. Deshalb blieben die Motivation des IS, seine Ziele und die Gründe des Hasses auf Christen in den untersuchten Beiträgen im Dunkeln. Über die Konfliktursachen schrieben nur Einzelne. Unter den wenigen Gründen, die in den ausgewerteten Berichten als Ursache für den Konflikt genannt wurden, kamen die religiösen Deutungsmuster am häufigsten vor. Geäußert haben diese Sichtweise in den

Artikeln Christen und westlich geprägte Menschen. Die Muslime, die ebenfalls vom IS verfolgt wurden, bekamen in diesen Beiträgen keine Stimme.

Auch wenn es um Lösungsvorschläge und bereits bestehende Friedensinitiativen ging, fehlte es oft an hintergründigen Informationen. Die Journalisten fokussierten, insgesamt betrachtet, auf Gewalt. Waffenlieferungen wurden als einzige Lösungsmöglichkeit dargestellt. Dafür machten sich in den analysierten Beiträgen politische und kirchliche Eliten stark.

Bei den unterschiedlichen Aspekten der Untersuchung zeigte sich immer wieder: Die religiöse Dimension des Geschehens floss inhaltlich und sprachlich zwar mit in die Berichterstattung ein. Jedoch wurde sie nicht in ihrer Tiefe und Vollständigkeit erfasst. Die Gründe dafür können vielfältig sein. In erster Linie bestimmen Fragen der Relevanzbewertung und journalistische Auswahlkriterien, die sogenannten Nachrichtenfaktoren, wer und was im Medienbericht erscheint. In dem Sinne sind etwa der Fokus auf Gewalt, auf Eliten und emotionale Einzelschicksale typische Berichterstattungsmuster, denn diese Dinge reizen auch das Publikum am meisten. Zum tieferen Verständnis eines Konfliktes trägt diese Herangehensweise aber nicht immer bei.

Konflikte bestehen oft aus einer komplizierten Gemengelage, kommt noch der religiöse Aspekt hinzu, wird es nicht einfacher. Aber es ist wichtig, diese Dimension zu verstehen – und medial abzubilden –, um ein umfassenderes Bild von einem Konflikt zu bekommen. Ausgehend vom eingangs genannten Modell eines „konfliktsensitiven Journalismus“ könnte der Ansatz eines „religionssensitiven Journalismus“ ein Maßstab dafür sein, ob Medienberichte die Bedeutung der Religion für einen Konflikt angemessen herausstellen. Welche Kriterien dafür wichtig sind, wird im Folgenden erläutert.

Religiöse Konflikte frühzeitig erkennen

Westliche Korrespondenten kommen meist aus einer säkularisierten Gesellschaft, in der Religion eine geringe Rolle spielt. Dies ist außerhalb Europas anders, wo in vielen Gesellschaften Religion stärker im Alltag verankert ist. Ein erster Schritt ist es, sich als Berichterstat-

ter über seine eigene Einstellung gegenüber religiösen Themen und Menschen klarzuwerden. Das erleichtert es, religiöse Handlungen, Motive und Gedanken bei den Menschen zu erkennen, über die man berichtet.

Berichterstatter brauchen theologische und religionswissenschaftliche Kenntnisse, wollen sie tiefer liegende und historisch gewachsene religiöse Konflikte verstehen. Dann können sie aufdecken, wo Religion missbraucht und instrumentalisiert wird. Solches Hintergrundwissen hilft, Umstände zu erkennen, die einen Glauben fördern, der zu politischer Gewalt führt. Ein solcher idealtypischer „religionssensitiver Journalismus“ fixiert sich nicht auf die Gewalt, die von den Anhängern einer Religion ausgeht, sondern entdeckt auch das in den Religionen enthaltene Friedenspotenzial.

Im Idealfall erkennen religionssensitive Journalisten Konflikte mit religiöser Komponente früher, da sie religiöse Warnsignale eines kommenden Konfliktes dieses Charakters bemerken. Sie tragen Verantwortung, vor einer Eskalation das Thema auf die Medienagenda zu setzen, und so ein Bewusstsein in Öffentlichkeit und Politik zu schaffen.

Mit diesen Vorschlägen für einen „religionssensitiven Journalismus“ kann die Qualität eines sozial-verantwortlichen Krisenjournalismus erhöht werden. Ein Blick auf die aktuellen Konfliktherde dieser Welt macht deutlich, dass dies dringend notwendig ist. ■



Foto: privat

Salome Mayer, geboren 1990, hat in ihrer Abschlussarbeit des Masters „Medien-Ethik-Religion“ an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg die Berichterstattung über die Christenverfolgung im Irak durch die Terrororganisation Islamischer Staat untersucht.

Mit Videoclips die Bibel erklären



Philipp Kruse (oben) hat das Bibelprojekt nach Deutschland geholt. Gemeinsam mit seinen beiden Kollegen Johannes Heine (rechts) und Luca Drexhage produziert er Videos zu theologischen Themen und den biblischen Büchern.



Schwierige Inhalte der Bibel und komplizierte theologische Zusammenhänge einfach mit einem Video erklären? Geht nicht? Geht doch. Zwei Jugendreferenten aus Lemgo haben einen Verein gegründet und sich genau das zur Aufgabe gemacht. Sie wollen jedes biblische Buch und weitere theologische Themen mit kurzen Videos erklären – und so junge Menschen für die Bibel interessieren und sie sprachfähig für den Glauben machen. | VON JOHANNES WEIL

Die Bibel bietet nahezu unerschöpflichen Stoff für Filme. Das weiß nicht nur Hollywood. Geschichten wie die von Noah, von Mose, dem Prinzen von Ägypten, das Leben und Leiden Jesu sind wie gemacht für Drehbücher – ein bisschen Bibel, ein bisschen Interpretation und vor allem viel gute Unterhaltung. Doch wie lässt sich fundiertes Bibelwissen über einzelne Geschichten hinaus an junge Menschen verständlich vermitteln? Was ist mit den theologischen und historischen Zusammenhängen, wie steht es um die Briefe der Apostel oder das Verhältnis von Gesetz und Gnade?

Das haben sich auch Philipp Kruse und Luca Drexhage gefragt. Beide sind Jugendreferenten beim Christlichen Verein junger Menschen (CVJM) in Lemgo. Der 33-jährige Kruse freut sich darüber, wenn Menschen zum Glauben an Gott finden. „Leider fehlt ihnen dann oft das nötige Bibelwissen“, beobachtet er. Gemeinsam mit Drexhage suchte er immer wieder nach geeignetem Schulungsmaterial für seine Mitarbeiter.

Dabei stießen sie im Herbst 2015 auf das amerikanische „Bible Project“. Dort werden jedes biblische Buch, seine Handlung, der Aufbau und die zentralen theologischen Fragen in fünf- bis zehnminütigen Videosequenzen mit animierten Comic-Zeichnungen anschaulich gemacht. Ein Erzähler erklärt dabei das Ganze aus

dem Off. Ansprechendes Design, gute Theologie – das überzeugte die beiden Jugendreferenten. Für sie stand schnell fest: Die Idee der amerikanischen Theologen Tim Mackie und Jonathan Collins muss es auf Deutsch geben.

Mittlerweile haben sie die kostenlose Lizenz für den deutschsprachigen Raum und sind offizielle Partner des „Bible Projects“. Ihre ersten Videos stehen schon im Netz. Inhaltlich befassen sie sich mit Schuld und Sühne, dem Thema Heiligkeit oder mit dem Messias. Außerdem gibt es in der Reihe schon etliche biblische Bücher wie den ersten Brief von Paulus an die Korinther und die ersten zwei Bücher Mose. Als erstes Video haben sie den Hebräerbrief animiert und online gestellt: „Wir waren begeistert, wie gut die Inhalte des komplexen Briefes in acht Minuten aufgeschlüsselt und erklärt wurden.“ Das Team aus Amerika habe eine gigantische Vorarbeit geleistet: „Schade, dass es so etwas nicht schon früher gab“, bedauern Kruse und Drexhage. „Der rote Faden macht deutlich, dass die Bibel eine große Geschichte Gottes mit den Menschen ist. Dieser Blick fehlt uns oft“, findet Kruse.

Jakob ist nicht Jakobus

Drexhage freut sich, dass die Amerikaner nicht auf theologischen Spitzfindigkeiten herumreiten. „Sie wollen die biblischen Inhalte so einfach wie möglich vermitteln. Jeder kann dann eigene Schritte gehen. Das macht das Bibelprojekt so stark.“ Er schätzt die Vielseitigkeit der Videos. Er nutzt sie als Anregung für die eigene Bibellese und zum Bibelstudium mit anderen. „Es sind Appetithäppchen, um dann tiefer einzutauchen.“ Auch für Gottesdienste, die klassische Jugendar-



Film zum Artikel online:
bit.ly/bibelclips

beit oder den Religionsunterricht eignen sich die Filme, finden die beiden Lemgoer Jugendreferenten.

Kruse gestaltet gerade eine Predigtreihe für Jugendliche damit: „Es ist super strukturiert. Die jungen Leute können die thematischen Zusammenhänge erkennen und den roten Faden, der sich durch die Bibel zieht.“ Außerdem liefern die Videos Hintergrundwissen: „Wir sind froh, wenn dann aus Abraham, Isaak und Jakob bald Abraham, Isaak und Jakob werden“, schmunzelt er.

Für jedes Video sechs Wochen Arbeit

Zum Leitungsteam des Bibelprojekts gehört auch Simon Rühl, der Pastor in Wien ist. Er hatte zuerst eine Lizenz für die deutsche Bearbeitung der Videos und unterlegte die amerikanischen Vorlagen mit einer deutschsprachigen Tonspur. Mit der Lizenz wurden er und die Lemgoer sich einig. Jetzt berät er sie bei theologisch sensiblen Fragen. Zudem brauchten sie für die Produktion noch einen Mediendesigner. Johannes Heine passte genau ins Profil. Er besuchte die Junge-Erwachsenen-Arbeit des CVJM Lemgo und „war Spezialist für das, was wir suchten“, erklärt Kruse. Er hat eine volle Stelle dafür und setzt das Projekt technisch um. Dazu gehört es auch, die Sequenzen am Rechner neu zu gestalten. Kruse und Drexhage dürfen einen kleinen Anteil ihrer Arbeitszeit als Jugendreferenten für das Bibelprojekt nutzen. Das meiste geschieht – genau wie bei den anderen Mitarbeitern im Leitungsteam – ehrenamtlich.

Kruse und Drexhage gründeten für das Projekt den Verein „visio:media“ und schufen damit die rechtliche Grundlage für die Vermarktung der Idee. Ihr Büro haben sie im Keller des Lemgoer CVJM-Hauses. In Zukunft möchten sie auch als Dienstleister auftreten: für Menschen, die gute Ideen haben, den christlichen Glauben innovativ bekannt zu machen.

Die Arbeit an einem Video beginnt mit der Übersetzung der englischen Skripte. Dabei schauen sie auch, ob theologisch alles passt. Danach sprechen zwei Mitarbeiter im provisorischen Tonstudio im CVJM-Haus die Texte ein. Dann bleiben, wenn alles gut läuft, noch weitere drei Wochen für Schnitt, Tonbearbeitung und das Anpassen der visuellen Elemente. Die Herstellung eines Videos kostet zwi-

schen 1.000 und 1.500 Euro, finanziert aus Spenden. Im vergangenen Jahr gab es 150 Spender. Im Vergleich zum amerikanischen Vorbild sind das Peanuts.

Trotzdem freuen die Macher sich über jeden, der sich für das Projekt begeistert. In der Startphase hat ein Unternehmer aus der Region die ersten drei Monatsgehälter von Mediengestalter Heine bezahlt. „Das erste Jahr war finanziell spannend. Wir sind mit null Euro gestartet, hatten eine Person angestellt und hohe offene Rechnungen durch die Messestände“, erinnert sich Drexhage. Seitdem haben sie, wie sie sagen, in vielen Bereichen Wunder Gottes erlebt.

Qualität gesucht

Drexhage freut sich, wenn bald die vier Evangelien verfilmt werden: „Da wird Jesu Leben und Wirken noch einmal praktisch für die Menschen, die ihm bisher noch nicht begegnet sind.“ Eine theologische Herausforderung dürfte die Offenbarung werden: „Aber das schaffen wir auch“, sagt Kruse. Für ihre Arbeit bekommen sie viele positive Rückmeldungen, müssen aber auch zuweilen befremdliche Kritik einstecken. So wurden sie von einem Nutzer für ihre theologischen Ansichten zur Buße gerufen.

In Lemgo steht der Plan bis zum Herbst. „Wir machen aber so lange weiter, wie es Menschen gibt, die dahinter stehen“, sagt Projektleiter Kruse. Momentan überlegen sie sogar, eine zweite Stelle dafür zu schaffen. Das hat nicht nur mit der Arbeitsbelastung zu tun, sondern auch damit, dass sie gerne noch andere Ideen umsetzen möchten, die über das Bibelprojekt hinausgehen. Dies könnten weitere animierte Erklärvideos sein, für die sie einen großen Bedarf sehen. Kruse will auch seine Predigtreihe und weiteres Begleitmaterial in den Medienpool stellen. Vor allem im Bereich der sozialen Netzwerke sehen die Macher bei Christen noch enormes Verbesserungspotential, was die Qualität angeht: „Es ist selten, dass Qualität und Inhalt stimmen und dass es kostenlos ist.“ In diese Richtung wollen sie in Zukunft weiterdenken, Menschen mit Ideen unterstützen und gegebenenfalls Ressourcen bündeln.

Nach einem Jahr Bibelprojekt sind die Erwartungen weit übertroffen. Die erste Schwelle mit 10.000 Klicks pro Video haben sie lange hinter sich gelassen. Bis

zum Jahreswechsel wurde das Video zum Thema Gesetz bereits 45.000 Mal angeklickt. Bald soll es für die Videos auch Untertitel geben, weil die meisten Nutzer auf Facebook sie ohne Ton anschauen.

Jugendlichen die Bibel schmackhaft machen

Die Schwierigkeit, Partner für das Projekt zu finden, haben sie schon lange nicht mehr. „Die Leute kommen auf uns zu“, sagt Kruse. Gerade beraten sie mit der Studentenmission Deutschland (SMD), inwiefern sie Schüler-Bibelkreise mit Material unterstützen können. Eine Organisation aus Süddeutschland hat bei einem großen Jugendfestival über den Römerbrief diskutiert – den gab es aber noch nicht im Video. „Da haben wir natürlich dieses Buch in der Produktion dazwischen geschoben, obwohl es gar nicht dran war“, erklärt Kruse.

Der Terminkalender von Kruse und Drexhage füllt sich zusehends. In diesem Jahr sind sie für das Landestreffen des CVJM Württemberg angefragt. Zudem haben sie ihr Projekt beim Gemeindekongress Dynamissio in Berlin vorgestellt; beim Pfingstjugendtreffen in Aidlingen werden sie einige Seminare halten, um jungen Leuten die Bibel schmackhaft zu machen. Kruse ist froh, dass das Projekt die verschiedenen christlichen Ausprägungen verbindet und nicht das Trennende betont. Mit 15 Partnern kooperieren sie zurzeit – von sehr konservativ bis sehr offensiv. Das zeigt die Weite des Projektes. In Bibelschulen gehören die Videos schon häufig zum Unterrichtsmaterial.

Die Videos sollen das Bibellesen nicht ersetzen: „Die meisten Jugendlichen haben schon vorher kaum in der Bibel gelesen. Wir wollen eine Brücke bauen, die das Bibellesen ermöglicht“, wünscht sich Drexhage. Die Kurzfilme sollen den Menschen helfen, die Bibel besser zu verstehen und Jesus mehr lieben zu lernen: „Sie sollen Zweifel überwinden, in ihrem eigenen Glauben sprachfähig werden und ihn authentisch bezeugen“, wünscht sich Kruse. Wenn die Bibel durch die Videos wieder zum Gesprächsthema wird, wäre vieles erreicht, ergänzt Heine. Und Drexhage erhofft sich, dass die Menschen neu begeistert werden, sich mit der Bibel zu beschäftigen, „weil es ein Buch für jedermann ist“. ■

ALLE SAGEN
DASS SICH SOWIESO
NICHTS ÄNDERN WIRD.
DIE GANZE GESCHICHTE AUF
KINDERPATE.DE

**INTERVIEWS
FÜHREN**



christliche
medien
akademie

INTERVIEWS FÜHREN

**GUTE FRAGEN FÜR
UNERWARTETE ANTWORTEN
UND SPANNENDE
GESCHICHTEN**

TERMIN 12.-13. Mai 2017

PREIS 185,-

ORT Wetzlar

TRAINER Stefan LoB

Ein Seminar für alle, die in der Gemeinde, bei Veranstaltungen, als Journalisten vor der Kamera oder dem Mikrofon immer mal wieder andere Menschen befragen

Christliche Medienakademie | Telefon (0 64 41) 9 15 166 | info@christliche-medienakademie.de | christliche-medienakademie.de



Mit dem Tablet durch die Kita

Müssen Kinder wirklich schon in der Kindertagesstätte ein Tablet benutzen? Sollten sie nicht eher in der Natur spielen oder anderweitig ihre Fertigkeiten entwickeln? Beides schließt sich nicht aus. Bildungsexperten werben für einen frühen, verantwortungsvollen Umgang mit digitalen Medien. pro hat sich dazu auf der Bildungsmesse didacta umgeschaut. | VON JOHANNES WEIL

Die digitale Welt vernetzt sich immer mehr. Die Marketingexperten der Spielwarenindustrie haben die Kinder schon lange für sich entdeckt. Spielsachen enthalten wie selbstverständlich W-LAN. Und auch in den Kindergärten sind die technischen Geräte angekommen. Politiker und Pädagogen diskutieren darüber. Eine der zentralen Fragen ist: Wie viel Digitalisierung ist im frühen Bildungssystem wichtig und richtig?

Eva Reichert-Garschhammer, Institutsleiterin am Staatsinstitut für Frühpädagogik in München, sieht vor allem die Chancen der Digitalisierung. Auf der Bildungsmesse didacta in Stuttgart plädiert sie für einen frühen, aber verantwortungsvollen Umgang mit dieser Technologie. Immerhin sei die digitale Bildung neben Lesen, Schreiben und Rechnen als vierte Kulturtechnik anerkannt. Frühe digitale Bildung könne Menschen integrieren, die sonst schwieriger an Bildung teilhaben. Flüchtlingskindern etwa könnten mehrsprachige Apps die Kommunikation erleichtern. Bestimmte computergestützte Technologien ermöglichen eine Kommunikation mit behinderten Menschen, die sich sonst nicht oder nicht mehr artikulieren können. Für Reichert-Garschhammer könnte dies gerade bei diesen Personengruppen dabei helfen, die digitale Kluft zu überwinden, und für höhere Chancengerechtigkeit zu sor-

gen: „Es wäre schön, wenn die Kita ein erster professioneller Bildungsort wäre, der auch Familien mit formal niedriger Bildung erreicht.“

Allerdings gibt es auch Gegenwind für eine „digitalisierte Kita“. Vor allem der Psychiater und Autor Manfred Spitzer („Digitale Demenz“, „Cyberkrank!“) gehört zu den schärfsten Kritikern des frühen Medienkonsums. Gemeinsam mit anderen hat er eine Petition gestartet, die den „Entwicklungsraum Kindheit“ vor digitalen Einflüssen schützen möchte. Die Kinder lernten Geschicklichkeit, Laufen, Sprechen und Denken am besten durch eigene Aktivitäten und im direkten Kontakt mit anderen. „Alles, was ein Mensch tut, und vor allem wie eigenständig er es tut, aktiviert das Gehirn und entwickelt es täglich weiter“, heißt es in der Petition. Kinder, die sich zu früh an digitale Medien gewöhnen, könnten Sprachstörungen und schlechtere Noten im Lesen und Schreiben bekommen. Die Unterzeichner vermissen zudem wissenschaftlich belastbare Erkenntnisse, die den Nutzen frühen Medienkonsums belegen können. Deswegen möchten sie die Kinder vor den Risiken schützen.

Kinder im Netz begleiten

Das Wissen und die Informationen des Internets dürfe man der nachkom-

menden Generation nicht verschließen, betont Reichert-Garschhammer. Jedoch müssten die Kinder dabei begleitet werden und sicher im Internet surfen können: „Kinder brauchen jemand, mit dem sie das Erlebte gemeinsam verarbeiten.“ Wichtig seien zudem klare Zeitvorgaben mit maximal zwei bis drei Stunden in der Woche. Und: „Download ist immer Erwachsenen-Sache.“

Die Universität Mainz begleitet Einrichtungen, die digitale Medien in ihre Pädagogik einführen, mit dem Programm „KitAb Rheinland-Pfalz“ wissenschaftlich. Es geht darum, medienpädagogische Basis-Kompetenzen zu vermitteln und zu prüfen, wie Eltern und Erziehern eine sinnvolle Medienerziehung gelingen kann. Ergebnisse stehen noch aus, denn die Initiative steckt in den Kinderschuhen. Deutlich wird aber: Bevor Tablet-Computer zum Einsatz kommen, sind wichtige Fragen zu klären: Was sind geeignete Apps für Kinder? Wie können Kinder ihren Umgang mit Medien verarbeiten? Wie können sie davon profitieren? Wie werden die technischen Geräte in der Einrichtung finanziert?

Ein weiteres Vorzeige-Projekt gibt es in der Schweiz. „My Pad“ hat das Ziel, maßgeschneiderte pädagogische und technische Beratungen zum Einsatz von Tablets zu entwickeln. Sie schulen Erzieher und Lehrer, die die Tablets dann didak-

tisch passend einsetzen können. Davon waren auch Pädagogen in Kindertagesstätten so angetan, dass es mittlerweile auch dort oft umgesetzt wird. Auch hier geht es darum, das Tablet als Lernwerkzeug zu nutzen. Ursprünglich für Schüler entwickelt, sollen auch Kindergartenkinder von einem didaktisch sinn- und wertvollen Einsatz der Tablets profitieren.

Der ergänzende Charakter digitaler Medien ist Reichert-Garschhammer wichtig: „Wenn es sinnvoll genutzt wird, erweitert es die pädagogischen Gestaltungsmöglichkeiten und damit die Lebensräume der Kinder.“ Die Wald-App solle nicht den Waldspaziergang ersetzen. Das Tablet könne aber helfen, beim Ausflug Tierstimmen aufzunehmen und Pflanzen zu bestimmen. Die Kinder sollten mindestens zwei Jahre alt sein, um wirklich einen Nutzen davon haben zu können.

Geräusche-Safari oder digitales Daumenkino

Auch Kirsten Bresch vom Landesmedienzentrum Baden-Württemberg beschäftigt sich intensiv mit neuen Medien und Kinderschutz. Kinder nutzen die Technik oft wie selbstverständlich, stellte sie fest. Der Umgang mit Medien setze aber voraus, kompetent dafür zu sein. Für Pädagogen gehe es darum, Räume zu schaffen, in denen sich die Kleinen ausprobieren können. Bresch hat viele praktische Ideen mitgebracht. In Ich-Büchern mit eigenen Fotos von sich können sie ihre Erlebnisse in der Kita dokumentieren. Dadurch lernten die Kinder den spielerischen Umgang mit der Kamera des Tablets und könnten kreativ ihre individuellen Eigenschaften und Merkmale entdecken und darstellen. Auch könnten sie Suchbilder mit der Fotokamera gestalten. Es biete sich aber auch eine Geräusche-Safari durch die Einrichtung an. Mit dem Tablet nehmen die Erzieherinnen typische Geräusche

auf, die die Kinder in der Einrichtung hören. Die Kinder müssen diese dann an verschiedenen Stationen suchen. Ältere Kinder könnten einen Trickfilm oder ein digitales Daumenkino machen.

Dabei hat Bresch neben dem Erfolgserlebnis noch zwei weitere Dinge beobachtet: „Die Kinder haben sich im Umgang mit dem Tablet enorm viel gegenseitig geholfen. Zudem haben sie die vorgegebenen Tablet-Zeiten nie überschritten.“



Foto: iStock, bobiwankanobi

Ab welchem Alter ist der Einsatz von digitalen Medien und Geräten für Kinder sinnvoll? Diese Frage wird für Pädagogen und Eltern angesichts der schnellen technischen Entwicklung immer wichtiger.

Die Angst, dass die Kinder auch in der Kita nur noch vor dem Computer sitzen, teilt auch Reichert-Garschhammer vom Staatsinstitut für Frühpädagogik nicht. Im Gegenteil: „Sie merken, wie sie das Potenzial von Tablets und Apps auch zu Hause nutzen können. Das ist für die Familie eine Herausforderung, kann sie aber auch als Bildungsort stärken.“

Für die Kindertagesstätten bedeuten Tablet und Co., dass sie die Art, zu ler-

nen, Wissen anzueignen und weiterzugeben, verändern müssen. Reichert-Garschhammer ermutigt die Kitas und Schulen zu einem dosierten und kreativen Einsatz. Sie warnt aber auch: „Technik allein schafft noch keine Pädagogik!“ Die Pädagogen bräuchten gute digitale und medienpädagogische Kompetenzen. „Außerdem sind klare Spielregeln – auch für die Erzieher – wichtig.“

Apps ersetzen biblische Geschichten nicht

Martina Groß, Religionspädagogin an der Stiftungsfachhochschule München-Benediktbeuern, sieht in der technischen Entwicklung auch Möglichkeiten für die religiöse Bildung. Schuld, Vergebung und Liebe seien zentrale Themen, die spielerisch etwa mit Videos oder anderen digitalen Medien umgesetzt werden könnten. Aber sie macht auch klar, was die Grundlage ist, nämlich dass die Einrichtungen Kindern eine stabile Basis für den Glauben vermitteln: Die digitale Bildung ersetze nicht, „dass ich den Kindern biblische Geschichten erzähle. Wir müssen erst den Nährboden schaffen, dann können die digitalen Medien eine gute Ergänzung sein.“

Was Kinder mit digitalen Medien alles lernen können, listet Kirsten Bresch am Ende ihres Vortrags auf der Bildungsmesse auf: Sie erlangen Wissen, lernen es, technische Geräte sachgemäß zu bedienen, sie finden Ideen, stellen Pläne

auf, treffen Absprachen, gehen Kompromisse ein, übernehmen Aufgaben und präsentieren Ergebnisse. „Das sind greifbare Lernspuren, die sie in den Entwicklungstagebüchern und Portfolios der Kinder aufnehmen können“, sagt sie. Kinder lernten Fähigkeiten, die auch in den staatlichen Bildungs- und Orientierungsplänen vorgesehen sind. „Es wäre schon grob fahrlässig, wenn man dies nicht unterstützen würde.“ ■

Ist Gott wirklich so?

DIE HÜTTE

EIN WOCHENENDE MIT GOTT

als Spielfilm

Der Bestseller „Die Hütte“, der seit zehn Jahren Millionen Menschen auf der ganzen Welt beeindruckt, handelt von einer Begegnung eines Mannes mit Gott. Wie kann man den Stoff in einem Spielfilm darstellen? Die Produktionsfirma Lionsgate und der Regisseur Stuart Hazeldine haben es geschafft, das Buch zu einem bewegenden und schönen Film zu machen, der zugleich das Herz anrührt und scheinbar tiefe theologische Fragen mit Leichtigkeit und durch einfache Bilder erklärt. | EINE REZENSION VON JÖRN SCHUMACHER

So wirklich kennt Mackenzie Gott nicht. Er geht zwar regelmäßig mit der Familie in den Gottesdienst, aber das wohl eher den Kindern zuliebe. Als eines Tages „die große Traurigkeit“ ins Leben der Familie Philips tritt, ändert sich alles: Mack ist eines Tages mit seinen drei Kindern auf einem Camping-Ausflug in den Bergen. Als die beiden älteren einen Unfall mit dem Boot haben, springt Mack ins Wasser und rettet sie. In diesen wenigen Minuten jedoch verschwindet die jüngste Tochter, Missy. Die Polizei hilft beim Suchen, doch am Ende steht nur die traurige Gewissheit: Missy ist tot und offenbar das Opfer eines Sexualstraftäters geworden. Der Tod Missys reißt ein dunkles Loch in der Familie Philips auf. Und bei Mack löst er eine tiefe Trauer aus, die gepaart ist mit großen Schuldgefühlen, weil er nicht in der Lage war, seiner Tochter zur helfen. Als dann ein mysteriöser kurzer Brief im Briefkasten auftaucht, der mit „Papa“ unterzeichnet ist, ist es Macks einzige Spur, der er folgen kann. Er soll zur Hütte im Wald kommen, in der Missy getötet wurde, heißt es in dem Brief.

In jener Hütte trifft Mack tatsächlich auf die Spur, die zu Missy führt, und er trifft auch jenen „Papa“, aber beides auf ganz andere Weise, als er es sich vorgestellt hat. An jenem Wochenende hat er endlich die Gelegenheit, jenen Gott, an den er seit seiner Kindheit zwar glaubt, dem er jedoch nie vertraut hat, genauer kennenzulernen. Gott selbst tritt Mack persönlich entgegen – und zwar in drei verschiedenen Formen: Da ist Jesus, der Zimmermann aus dem Nahen Osten, „Papa“ in Form einer afro-amerikanischen Frau, und Sarayu, die den Heiligen Geist verkörpert, dargestellt von einer asiatischen Frau.

Wenn der Mensch Richter spielt

Wie das Buch schafft es der Film, die gewichtigen Fragen zu behandeln, auf die jeder früher oder später stößt, der es mit dem Glauben an Gott ernst meint. Wieso lässt Gott Leid, Schmerzen und Verlust zu? Kann er wirklich ein liebender Vater sein, wenn er seine Kinder manchmal im Stich zu lassen scheint? In der persönlichen Begegnung mit Gott wird klar: Er lässt seine Kinder nie wirklich im Stich, und alles, was geschieht, auch das Schlechte, dient einem großen Zweck. Und der ist: das Vertrauen auf Gott, den starken Retter, immer mehr zu erlernen.

Mack lernt Gott so ganz anders kennen, als er ihn sich vorgestellt hat, und rückt damit eventuell auch bei manchem Zuschauer das Gottesbild zurecht. Offenbar ist Gott nicht jener wütende alte Mann, dessen einzige Aufgabe es ist, über die Menschen zu richten. Er habe sich Gott früher immer als eine Art wütenden Gandalf – eine Figur aus der Fantasy-Trilogie „Herr der Ringe“ – vorgestellt, sagte „Hütte“-Autor William Paul Young einst in einem Interview von pro.

In einer zentralen Stelle des Films muss Mack die Stelle des Weltenrichters einnehmen, um erstens zu sehen, wie schwierig das ist – und zweitens, dass dies nicht seine Aufgabe ist. Er würde glatt, ohne es zu merken, seinen eigenen Vater in die Hölle schicken. Denn der hat Mack in der Kindheit Gewalt angetan. Doch dieser wiederum hat selbst als kleiner Junge Gewalt von seinem Vater erfahren. Soll man nun den Vater des Vaters eben-

Fotos: Concorde Filmverleih GmbH / Jake Giles Netter



Gott erscheint Mackenzie (Sam Worthington, rechtes Bild, z. v.l.) in Gestalt von drei Personen. Oscar-Gewinnerin Octavia Spencer (linkes Bild) stellt „Papa“ dar.

eindrücklich in einem Kinofilm veranschaulicht wurde.

Diese Sicht verändert Mack grundlegend. Schließlich hat er verstanden, was Vergebung bedeutet – und muss am Ende selbst vergeben, nämlich dem Mörder seiner Tochter. Mack erfährt zudem, dass es seiner Tochter gut geht und sie bei Jesus im Himmel ist. Früher hatte Mack Missy ein Märchen erzählt, das gut verdeutlicht, welche Rolle sie selbst spielt. Eine Indianer-Prinzessin gab in der Geschichte ihr Leben dafür, dass ihr Volk von einer todbringenden Krankheit gerettet wurde. In gewisser Weise steht Missys Verschwinden in direktem Zusammenhang mit diesem Märchen. Ihr Tod bringt die entscheidende Wende in Macks Leben hervor. Was richtig und was falsch ist, gut oder böse, kann der Mensch längst nicht so gut auseinanderhalten, wie er meint. Das verdeutlicht Sarayu als Gestalt des Heiligen Geistes Mack anhand einer Giftpflanze: Ihr Gift bedeutet aus der einen Perspektive betrachtet Tod und Schmerz; aus einer anderen Perspektive kann das Gift auch Heilung bringen. Nur Gott sieht das ganze Bild. Und wer auf ihn vertraut, kann helfen, das Bild zu vervollständigen, auch wenn in der aktuellen Situation nur Leid und Schmerz sichtbar sind.



falls in die Hölle schicken? Wie weit geht man da in die Vergangenheit? Irgendwann langt man bei Adam an. Das ganze Leben lang „üben“ Menschen, über Gut und Böse zu urteilen, Menschen und Taten zu ver-

dammen, lernt Mack. Die Weisheit, verkörpert durch eine Frau, verdeutlicht Mack, dass nur Gott Richter ist, und dass er noch dazu ein liebender Vater ist. Zwischen jenen Positionen muss er ständig abwägen. So muss Mack dann selbst wählen, welches seiner Kinder er in die Hölle schicken soll, und welches in den Himmel. Denn sündigen, das tun sie beide. Lieber würde er sich selbst opfern, anstatt sich für eines seiner Kinder entscheiden zu müssen, findet Mack. Genau das ist es, was Gott tut, sagt ihm die Weisheit. Jesus, dessen Wundmale Mack gut erkennen kann, war die Person, die zugleich Gerechtigkeit im Sinne des Gesetzes und Liebe im Sinne des Vaters umgesetzt hat. Und genau dies ist der Kern der christlichen Botschaft, die selten so

Top-Besetzung aus Hollywood

Es ist nicht leicht, ein solches spirituelles Thema filmisch umzusetzen. Die Gefahr, allzu schnell in den Kitsch abzurutschen, ist groß, etwa wenn sich die Hütte vor den Augen Macks von einer alten Bretterbude im Winter in ein furchtbar gemütliches Wochenendhaus am See mitten im Sommer verwandelt, oder wenn Mack mit Jesus über den See laufen soll. Der Film schafft es aber, einfache Botschaften der Bibel nachvollziehbar bildlich umzusetzen.

Die Schauspieler überzeugen, vor allem Sam Worthington („Avatar – Aufbruch nach Pandora“) als Mack macht seinen Job sehr gut. Als „Papa“ ist Octavia Spencer zu sehen, die 2012 für ihre Nebenrolle in „The Help“ einen Oscar gewann und 2016 für „Hidden Figures“ erneut nominiert wurde. Die Schauspielerin outete sich selbst als Fan des Buches. Am Set habe sie immer ein viel gelesenes Exemplar dabei gehabt“, sagt sie anlässlich des Filmstarts. „Die Fragen, die hier an Gott gestellt werden, fühlten sich an, als ob sie von jedem hätten gestellt werden können, auch von mir selbst. Auch ich habe Verluste in meinem Leben erfahren. Aber das, was dich zurückbringt, ist dein Glaube, und so konnte ich Macks Weg in vielerlei Hinsicht nachvollziehen.“

Glaubwürdig ist auch der Israeli Avraham Aviv Alush als freundlicher Zimmermann mit leichtem Akzent, der Mack am wenigstens Angst einjagt, weil er durch und durch Mensch ist, während Sarayu (gespielt von der Japanerin Sumire Matsubara) fast durchsichtig schillernd und nicht greifbar ist. Der Produzent des Films, Brad Cummings, sagte über Alush: „Das Schöne an dieser Besetzung ist, dass zum ersten Mal ein gläubiger israelischer Jude Jesus spielt, und das ist ziemlich außergewöhnlich.“ Der Schauspieler selbst erzählt: „Ich las das Skript nachts zu Hause, und die letzte Szene haute mich um und ich begann zu weinen.“

Faszination des „Hütte“-Bestsellers auf die Leinwand gebracht

Die starke Botschaft des Buches, das Millionen Menschen auf der Welt fasziniert hat, kann der Film gut vermitteln. Ko-Produzentin Lani Armstrong Netter sagte: „Vor acht Jahren las ich das Buch und konnte einfach nicht genug davon bekommen. Ich habe es kistenweise gekauft und allen meinen Freunden gegeben, einfach jedem, der vorbeikam. Wie bei vielen anderen auch hat ‚Die Hütte‘ mit seiner Botschaft von Glaube, Liebe und Vergebung mein Leben verändert.“ Allerdings gab es auch einige Kritik an dem Buch und an dem darin gezeichneten Gottesbild.

Im Film wird der Glaube an Gott dem Zuschauer in vielen kleinen Metaphern und Bildern einmal ganz anders vermittelt, als man es von großen Bibel-Blockbustern oder kitschigen Independent-Produktionen gewohnt ist. Am Ende bedeutet Vergeben auch Loslassen und damit Heilung für einen selbst – so wie Mack einen Marienkäfer, den er erst fest in seiner Hand vergraben hält, fliegen lässt, indem er seine Hand immer weiter öffnet. Die wichtigste Metapher des Films aber, Gott als Jesus, als Papa und als lebensspendender Geist, funktioniert im Film genauso wie im Buch. Offenbar kommt es nicht auf Religion an, auf die Einhaltung von Regeln, sondern auf eine Beziehung mit Gott. Der Zimmermann Jesus sagt an einer Stelle im Film, ermüdet von der Religiosität der Menschen, zu Mack: „Ich will einfach nur Freunde.“ ■

Fotos: Concorde Filmverleih GmbH / Jake Giles Netter



„Der Film lädt uns zu einem besseren Leben ein.“

Eigentlich wollte William Paul Young seine Geschichte gar nicht als Buch veröffentlichen. Als er sie 2005 aufschrieb, war sie als Weihnachtsgeschenk für seine sechs Kinder gedacht. Freunde ermutigten ihn, sie als Buch herauszubringen – doch 26 Verlage winkten ab. Kurzerhand nahmen Young und seine Freunde 300 Dollar in die Hand, bastelten eine Webseite und druckten es selbst. Ein Jahr später stand „Die Hütte – Ein Wochenende mit Gott“ auf Platz eins der New-York-Times-Bestsellerliste und blieb dort über 70 Wochen. Aus einer Weihnachtsgeschichte für seine Kinder war plötzlich ein Bestseller geworden, der sich weltweit bis Ende 2016 über 20 Millionen mal verkaufte.

Aufgewachsen ist Young als Missionarskind bei einem Eingeborenen-Stamm in Papua-Neuguinea. Sein Vater war ein „sehr wütender junger Mann“, der ihn oft übermäßig hart geschlagen hat. Sowohl von den Eingeborenen als auch später im Internat für Missionarskinder wurde Young sexuell missbraucht. Er brauchte viele Jahre, um diesen Schmerz zu verarbeiten, Heilung zu erfahren und Verge-



Beim „Wochenende mit Gott“ lernt Mack (li.) Gott auf ungewöhnliche Art kennen

bung auszusprechen, sagt Young. „Das Wochenende, das Mackenzie in der Hütte verbringt, entspricht eigentlich elf Jahren meines Lebens.“

Wir haben Young gefragt, wie ihm die Verfilmung seines Bestsellers gefällt. | **DIE FRAGEN STELLTE JÖRN SCHUMACHER**

pro: Haben Sie die Verfilmung von „Die Hütte“ schon gesehen? Wie gefällt sie Ihnen?

William Paul Young: Ich finde den Film spektakulär. Der Film ist eine der besten Buch-Adaptionen, die ich je gesehen habe, und mir ist bewusst, dass das nicht einfach war. Natürlich wird die persönliche Fantasie eines Menschen niemals eins zu eins umgesetzt werden können, aber die Kreativität von Menschen kann deine eigene manchmal sogar übertreffen. Und das ist beim Film passiert.

Wie finden Sie die Wahl der Schauspieler?

Wer das Buch kennt, weiß, dass Mackenzie in gewisser Weise mich selbst darstellt. Wenn ich in dieser Art von Sam Worthing-

ton dargestellt werde, komme ich ganz schön gut weg. Sam hat seinen Job fantastisch gemacht, da wird jeder zustimmen, der sich den Film ansieht. Genau so Octavia Spencer und die Schauspieler der Nebenrollen. Ich bin mit allen Schauspielern vollkommen zufrieden.

Wie viel Einfluss hatten Sie auf die Produktion des Films?

Als ich die Filmrechte für „Die Hütte“ abgab, habe ich das ohne doppelten Boden gemacht. Ich hatte keinen Einfluss auf den kreativen Prozess und habe auch nicht erwartet, dass ich irgendwo eingebunden werden würde. Aber die Produktionsfirma Lionsgate und die Produzenten Gil und Lani Netter sowie der Regisseur Stuart Hazeldine hatten mich eingeladen, an dem Entstehungsprozess teilzuhaben. So durfte ich etwa beim Drehbuch ein bisschen mitreden, bei der Auswahl der Schauspieler. Und ich war zwei Mal auf dem Filmset und durfte beim Schnitt meine Meinung sagen. Ich war überwältigt davon, wie freundlich mich alle Beteiligten als den Autor des Buches behandelt haben. Ich habe sogar einen kleinen Auftritt im Film – sehr zum Vergnügen meiner Kinder und Enkel.

Was kann der Film Ihrer Meinung nach den Zuschauern sagen?

Ich glaube, dass der Film eine Wirkung in vielerlei Hinsicht auf die Menschen haben wird. Das habe ich schon bei den Testvorführungen gesehen. Es kommt darauf an, was man von sich mit ins Kino bringt, was im persönlichen Leben passiert. Gutes kreatives Handwerk vermag es, dass Menschen genau das vom Geist

Gottes sagen hören, was für sie bestimmt ist. Für den einen geht es vielleicht um Vergebung, für andere spricht der Geist vielleicht über das eigene Gottesbild. Der Film hat die Kraft, jedem von uns individuell etwas beizubringen, und er lädt uns zu einem besseren Leben ein, in dem wir gemeinsam in einer Gemeinschaft der Mitmenschlichkeit wachsen können, hin zu einer Ganzheit, in der wir dem anderen mit Respekt und Würde begegnen. Das Buch hat das bei Millionen von Menschen geschafft, ich denke, der Film wird bei vielen weiteren eine ähnliche Wirkung haben.



„Die Hütte – Ein Wochenende mit Gott“, Kinostart: 6. April 2017, 133 Minuten, Regie: Stuart Hazeldine

Schreiben Sie ein neues Buch?

Ich arbeite ständig an einem neuen Projekt. Vor kurzem habe ich ein Buch fertiggestellt, das in Amerika im März 2017 herausgekommen ist. Es heißt „Lies We Believe About God“ (Lügen über Gott, die wir glauben). Es ist ein Sachbuch, und ich hoffe, dass es Menschen hilfreich ist. Es gibt Gespräche darüber, die Bücher „Cross Roads“ und „Eva“ zu verfilmen, aber mal sehen. Ich arbeite außerdem an einem Kinderbuch und denke immer wieder über einen Nachfolger zu „Die Hütte“ nach. Auch erwäge ich immer wieder eine Autobiographie und ein Buch über alle jene Geschichten, welche die Menschen erlebt haben, die mein Buch gelesen haben. Währenddessen lebe ich jeden Tag im Bewusstsein der Gnade. Mit neun Enkelkindern und einem weiteren auf dem Weg, einer Frau und einer Familie, die mich liebt – ich bin sehr gesegnet.

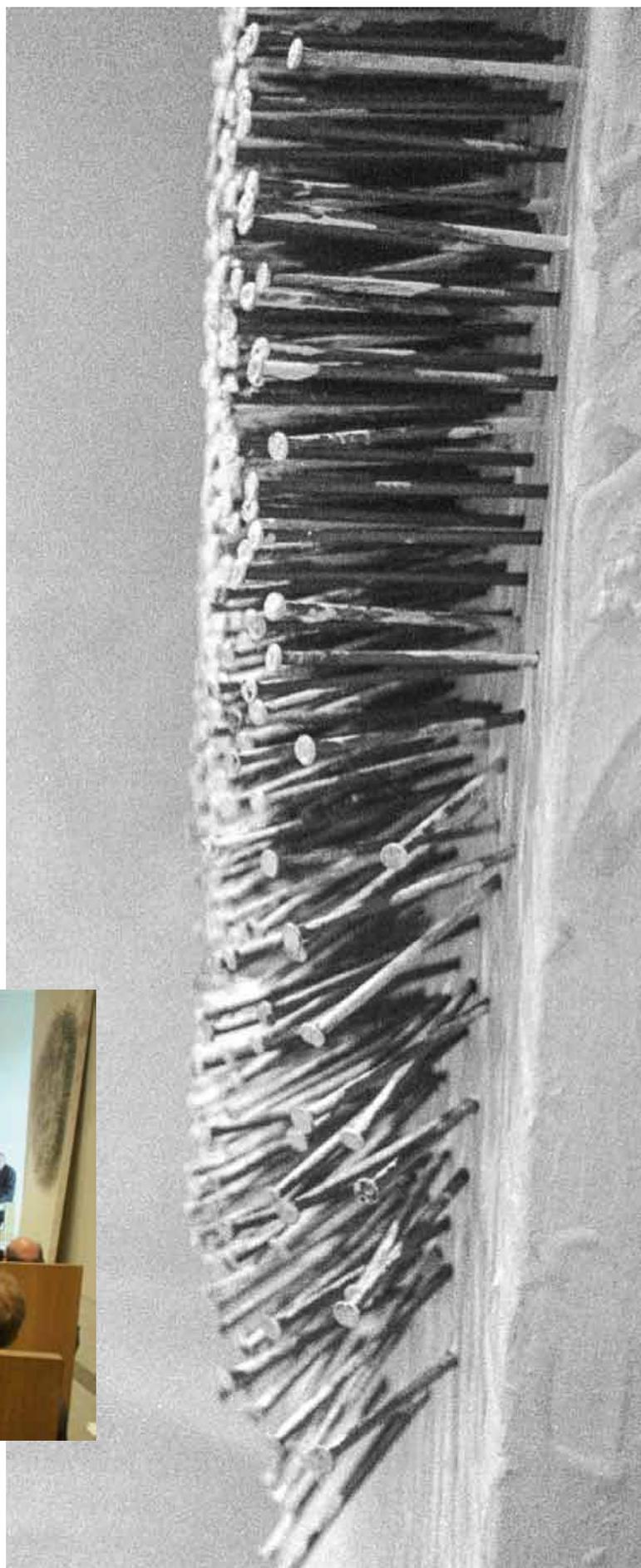
Vielen Dank für das Gespräch.



„Die Hütte“-Autor William Paul Young bei den Dreharbeiten

Glaube Macht Politik

Politik gehört nicht in die Kirche und fromme Christen nicht in die Politik, lautet ein immer wieder vorgetragenes Credo. Tatsache aber ist: In Deutschland sind Glaube und Mandat an vielen Stellen verzahnt. pro beleuchtet, warum diese Verbindung Skepsis hervorruft und wie gläubige Politiker heute dazu stehen. |
VON NICOLAI FRANZ UND ANNA LUTZ



Fotos: picture alliance

Kunstwerk im Andachtsraum des Deutschen Bundestages:
Politik und Glaube kommen hier zusammen

„Meine Kirche soll nicht parteipolitisch sein, aber sie soll entschieden sein, wenn es um Teilhabe, Gemeinschaftlichkeit, Miteinander, einfach um Gerechtigkeit geht. Die christlichen Werte sind auch ein universelles Fundament zum Zusammenleben, aber unser Glaube muss auch Vielfalt in Glaubensfragen schützen.“



*Bodo Ramelow
(Ministerpräsident Thüringen,
Die Linke, evangelisch)*

„Meine Kirche soll politisch sein, weil sie ein Teil unserer Gesellschaft ist und ich es wichtig finde, dass die Politik die christlichen Werte nicht aus dem Blick verliert.“



*Peter Tauber
(CDU-Generalsekretär, evangelisch)*

„Meine Kirche soll politisch sein, weil Religion und Politik zwar zwei unterschiedliche Sachen, aber nie zu trennen sind. Umso wichtiger ist dabei die Balance: Kirche und Staat sollten miteinander zurückhaltend, kooperativ und kritisch umgehen.“



*Konstantin von Notz
(Stellvertretender Fraktionsvorsitzender
im Bundestag, Bündnis '90/Die
Grünen, evangelisch)*

„Meine Kirche soll politisch sein, weil sie in der Mitte der Gesellschaft gebraucht wird. Einsatz für Benachteiligte, Aufzeigen von Missständen und unerhörte Thesen zu wagen, zeichnet die Gemeinschaft von Christen schon in der Bibel aus.“



*Frank Heinrich
(Bundestagsabgeordneter, CDU,
evangelisch)*

„Als Gewerkschafter habe ich begonnen, mich engagiert in die Politik einzumischen. Mein Glaube hat mir dabei Kraft gegeben, auch in schwierigsten Situationen. Mein Christsein habe ich nie vorangestellt, aber auch nie verleugnet. Als Gewerkschafter hat es nur nie jemanden interessiert.“

„Als Christ engagiere ich mich in der Politik, weil der Einzelne alleine schon im eigenen Dorf nicht viel erreicht – deshalb tue ich mich mit Gleichgesinnten nicht nur in der Gemeinde zusammen, um Welt und Gesellschaft mitzugestalten und Verantwortung zu übernehmen.“

„Als Christ engagiere ich mich in der Politik mit dem 2. Korinther 3,17 als Grundsatz: ‚Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.‘ Und die muss in diesen Zeiten von uns allen – ob christlich oder nicht – verteidigt werden.“

„Als Christ engagiere ich mich in der Politik, weil ich überzeugt bin, dass unsere Werte in Verbindung mit dem mutigen Einsatz für die Würde und die Rechte jedes Menschen einen echten Unterschied machen.“

Wie politisch darf die Kirche sein?

Seit zwei Jahrtausenden pendelt die Christenheit in dieser Frage zwischen zwei Extremen. | EIN KOMMENTAR VON NICOLAI FRANZ

Wie eine eiserne Mahnung hängen sie an Münsters Lambertikirche, die Käfige, in denen einst drei Täufer nach ihrer Hinrichtung 1536 öffentlich zur Schau gestellt wurden. Einer von ihnen war Jan van Leiden, der „König“ des „Täuferreichs“. In Münster errichtete dieser radikale Flügel der Reformation unter van Leidens Führung eine Art endzeitlichen Gottes-

schrieb er 1934 die Barmer Theologische Erklärung. In der zweiten These kritisierte er die „falsche Lehre“, derzufolge „es Bereiche unseres Lebens“ gäbe, „in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften“.

Zwischen Verweigerung und politischem Programm

Doch noch heute berufen sich manche Gläubige auf die Forderung von Paulus nach dem Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, wenn sie von ihren Geschwistern politische Enthaltensamkeit erwarten – in einigen wenigen Gemeinden sogar bis hin zur Meidung jeder Wahlurne. Gerne fällt hier auch das Argument, es gebe ja ohnehin keine wirklich christliche Par-

Kirche ist kein Parteibüro

Natürlich lassen sich aus der Bibel auch wichtige Prinzipien ableiten, die nicht nur Christen, sondern allen Menschen helfen. Es gibt genügend Stellen in der Bibel, die zum Einsatz für das Gemeinwohl aufrufen: „Suchet der Stadt Bestes“ ist eine davon. In einer freiheitlichen Demokratie, in der politische Teilhabe nicht nur erlaubt, sondern auch erwünscht ist, gilt das umso mehr. Der christliche Glaube mit seinen Werten wie Barmherzigkeit, Nächstenliebe und Wahrhaftigkeit motiviert Politiker über Parteigrenzen hinaus, sich für das Wohl anderer Menschen und das Gemeinwesen einzusetzen – eben „der Stadt Bestes“ zu suchen.

Eine wichtige Voraussetzung missachten dabei viele: Christen als einzelne Menschen sind nicht dasselbe wie die Kirche als Institution. Christliche Politiker können unterschiedlichen politischen Strömungen anhängen, während sich die Kirche davor hüten sollte, sich von politischen Ideologien vereinnahmen zu lassen oder Parteipolitik zu machen. Es wäre auch falsch, wenn sie Nichtchristen zu einer christlichen Ethik zwänge. Christliches Handeln ist kein Selbstzweck, sondern die Folge des Glaubens an Jesus Christus. Außerdem würde die Kirche ihrem Kernauftrag, das Evangelium zu verkündigen, nicht gerecht, wenn sie sich vorrangig politisch äußerte. Die Kirche ist nicht das Parteibüro Gottes, sondern die Gemeinschaft der Nachfolger von Jesus Christus.

Und dennoch gibt es Bereiche, in denen sich die Kirche offensiv für christliche Positionen einsetzen sollte. Vor allem dann, wenn es um Schwache geht, die selbst keine Fürsprecher haben oder die besonders mit der Kirche zu tun haben: Zum Beispiel verfolgte Christen und andere unterdrückte Gruppen, Flüchtlinge, ungeborenes Leben oder Opfer von Menschenhandel und Prostitution, um nur ein paar zu nennen. Wenn die Kirche aus ihrer zweitausendjährigen Geschichte lernt, dann kommt sie zuerst ihrer Kernaufgabe der Verkündigung nach, findet an geeigneter Stelle und gut dosiert aber auch klare Worte zu politischen Themen. Das schützt sie am besten davor, in weltvergessene Politikverweigerung oder in glaubensentkernte Politisierung zu verfallen. ■

„Die Kirche ist nicht das Parteibüro Gottes, sondern die Gemeinschaft der Nachfolger von Jesus Christus.“

staat, der nur kurze Zeit währte, aber als umso erschreckenderes Beispiel für die Verquickung von Kirche und Staat in die Geschichte einging. Auch die konfessionelle Konkurrenz war weit entfernt von der Vorstellung einer säkularen Demokratie, wie wir sie heute kennen. Weltliche und kirchliche Macht bedingten einander.

Zur Zeit der ersten Christen waren die Vorzeichen noch umgekehrt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“, schrieb Paulus an die Römer. Und zwar in einer Zeit und in einer Gesellschaft, in der Christen verfolgt und schikaniert wurden. Wie nachvollziehbar, dass politisches Engagement in diesem Umfeld weit weniger wichtig war als Mission und die gottesdienstliche Gemeinschaft mit anderen Christen. Luthers später so benannte „Zwei-Reiche-Lehre“ forderte eine Trennung zwischen den beiden Herrschaftsbereichen Gottes und des Staates. Der Theologe Karl Barth kritisierte während der Naziherrschaft die fatale Passivität einiger Würdenträger der Kirche, die sich aus diesem Verständnis entwickelt hatte. Zusammen mit anderen

te, die man wählen könne. Dementsprechend wird es auch negativ gesehen, wenn die Kirche sich politisch äußert. So kommen bisweilen selbst einschneidende geschichtliche Ereignisse wie jüngst verübte Terroranschläge nicht einmal im Fürbittengebet zu Wort. Zurück bleibt ein Schweigen zu öffentlichen Themen, als habe der christliche Glaube nicht auch dazu etwas zu sagen.

Am anderen Ende der Skala ist eine Kirche, die – wenn überhaupt – über politische Äußerungen wahrgenommen wird. Die Kirche solle sich vor allem für soziale Gerechtigkeit einsetzen, so die Befürworter dieser Position. „Ein Sozialist kann Christ sein, ein Christ muss Sozialist sein“, zitierte Linken-Politiker Oskar Lafontaine noch 2013 den ehemaligen Generaldirektor des Nordwestdeutschen Rundfunks, Adolf Grimme. Die Bergpredigt wird zum politischen Programm, die Kirche zu einer parteiähnlichen Institution, das Evangelium zu einer bloßen Empfehlung einer guten Lebensführung. Und das ungeachtet der Tatsache, dass Jesus sich damals an seine Nachfolger wandte und nicht an den Staat.

„Meine Kirche soll nicht politisch sein, weil es stattdessen ihre Hauptaufgabe ist, die Kernfragen vom Anfang und Ende des Lebens zu stellen. In der modernen Welt und im heutigen, schnelllebigen Alltag kann sie zu einer Rückbesinnung der Menschen auf Gott beitragen und bei schwierigen ethischen Fragen Orientierung bieten.“



Franz Josef Jung
(Kirchenpolitischer Sprecher, Unionsfraktion im Bundestag, katholisch)



Gerhard Schick
(Bundestagsabgeordneter Bündnis '90/Die Grünen, konfessionslos)

„Meine Kirche soll politisch sein, weil gelebter Glaube immer politisch ist. Christinnen und Christen können nicht wegschauen, wenn Unrecht geschieht, wenn Schwache Hilfe brauchen und wenn Verantwortung gefragt ist. Angesichts des wachsenden Rechtspopulismus, der die Angst vor Fremden schürt, haben Christinnen und Christen die wichtige Funktion, Brücken zu bauen, zu Mitmenschlichkeit zu mahnen und das Zusammenleben aller Menschen als gleiche und freie Geschöpfe zu fördern. Politisch sein heißt, aus dem Glauben heraus öffentlich engagiert zu sein. Dafür ist der einzelne Christenmensch verantwortlich, mehr noch als die Kirche als Institution.“



Kerstin Griese
(Kirchenpolitische Sprecherin, SPD-Fraktion im Bundestag, evangelisch)

„Als Christ engagiere ich mich in der Politik, weil es für mich als Christ dazugehört, Verantwortung für mich und andere zu übernehmen, und ich mich zudem verpflichtet fühle, die christlichen Grundwerte mit Leben zu füllen.“

„Ich bin inzwischen aus der Katholischen Kirche ausgetreten. Als schwuler Mann habe ich es dort nicht mehr ausgehalten. Christ bin ich nach wie vor. Und als Christ engagiere ich mich politisch, weil wir Verantwortung haben für die Würde und Freiheit jedes Menschen und für die Schöpfung.“

„Als Christin engagiere ich mich in der Politik, weil mich mein Glaube antreibt, mich für Menschen einzusetzen, die Unterstützung brauchen und für die Bewahrung der Schöpfung sowie die friedliche Lösung von Konflikten Verantwortung zu übernehmen. Christlicher Glaube ist für mich nicht nur eine individuelle Sache, sondern auch eine öffentliche. Glauben lebt in Gemeinschaft. Nur im Miteinander sind wir eine solidarische Gesellschaft. Deshalb macht mir politisches Engagement mit diesem Wertehintergrund Freude.“

Ein Mann des freien Wortes

Joachim Gauck hat das Bundespräsidentenamt an Frank-Walter Steinmeier übergeben. Die Messlatte liegt hoch, denn Gauck war ein guter Präsident. Das Amt hat mit ihm Würde und Respekt zurückerlangt – auch weil er ein christliches Ethos und pastorale Sprache gepflegt hat.

| VON WOLFRAM WEIMER

Joachim Gauck gehört zu den Glücksfällen in Schloss Bellevue. Er interpretierte das Amt politischer als viele zuvor. Seine größte Stärke war seine Glaubwürdigkeit. Das protestantische Pastorenhaus ist für die deutsche Politik- und Geistesgeschichte von großer Bedeutung. Von Friedrich Nietzsche über Hermann Hesse, bis zu Johannes Rau und Angela Merkel reicht die Ahnengalerie der Pastorenkinder. Mit Gauck war es nun der Pastor selber, der große Politik machte. Und gerade sein Christsein prägte seine Einstellung tief. Er entstammt einer dunklen, verwundeten Zeit. 1955 kommt der Vater aus dem Gulag frei, und die Familie ist seither eine Zelle anti-kommunistischen Widerstands in

der DDR. Seine Grunderfahrungen sind nicht sonnig und diffus, sondern dramatisch und entschieden. Für Gleichgültigkeit war kein Raum, Haltung und Autonomie wurden zur Signatur seines Lebens. Schon früh ging es um die Entscheidung, was einem heilig ist. Die Freiheitsidee und der christliche Glaube zum Beispiel. Und was man für unheilig ansieht – die DDR vor allem. Gauck wurde Pastor, Bürgerrechtler, Chef der Stasi-Unterlagenbehörde und schließlich Bundespräsident des wiedervereinigten Deutschlands.

Ein Leisetreter ist er nie geworden. Ein autonomer Kopf, ein Freiheitsfreund und Klartexter ist er geblieben. Für einen Bundespräsidenten fehlte ihm das Daunenweiche, Opportunistische, das Staffagenhafte der Präsidentenrolle. Er eckte an und regte auf. Seine Beliebtheit basierte nicht auf wohl inszenierter politischer Korrektheit, sondern auf persönlicher Integrität. Und auf seiner Art zu reden.

Knapp an Eklats vorbei

Die Macht eines Bundespräsidenten liegt seit jeher in seinem gesprochenen Wort – doch selten ist dieses informelle Gestaltungsmittel unserer Demokratie so präzise eingesetzt worden wie bei Gauck. Er redete genau dort, wo andere schwiegen. Einmal bekam Chinas Staatschef einen kleinen Nachhilfekurs in Sachen Menschenrechten. Dann las er einem Putin eine Strafpredigt und auch der türkische Staatspräsident musste sich von Gauck aufs Sünder-Bänkchen der Halbdespoten setzen lassen. Gauck überschritt mit vie-



Joachim Gauck schied am 18. März nach fünf Jahren aus seinem Amt als Bundespräsident aus

len seiner Interventionen diplomatische Gepflogenheiten. Und so schrammte er zuweilen haarscharf an handfesten Eklats vorbei. Entgegen innenpolitischer Gepflogenheiten las er kurz vor der Regierungsbildung in Thüringen der Linkspartei die Leviten, weil die ihre SED-Vergangenheit verniedlicht hatte.

Das machte ihn stark: Dass er in Zeiten unechten Redens und einer politischen Überkorrektheit die Fenster der freien Debatte aufriss und den Wind der echten Überzeugungen herein ließ. Denn Still-Sprech hätte den Verrat seiner politischen Integrität vorausgesetzt. Gerade weil er es tat, furchtlos und formbrechend, verschaffte er seiner Präsidentschaft besondere Autorität. Gerade weil er zu seinen Werten stand und nicht vor lauter Gefälligkeiten taumelte, wurde er weithin respektiert. Was ihm dabei half: Er war ein großer Prediger, ein Meister von Pause und sonorem Pathos. Seine Reden – der pastorale Ton war wie gemacht fürs Amt – fühlten sich an wie Hochämter der Debattepublik. Er hat dem Amt das zurückgegeben, was es dringend brauchte: Würde und Respekt. ■



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichneter Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. Er ist Gründungsherausgeber des Polit-Magazins Cicero und war unter anderem Chefredakteur des Magazins Focus. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien, so der Wirtschaftskurier und The European.

Leserreaktionen zu pro 1/2017



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

Zu „Trinkt die Käßmann wieder?“

Die Kommentarspalten bei Facebook und Co. sind voll mit Beleidigungen, Vorurteilen und Hass. Auch Christen legen mitunter einen scharfen Ton auf.

In dem Artikel stellt Professor Andreas Zick neben anderen fragwürdigen die These auf, dass Religion mit mehr Toleranz einhergehen kann. Ein Ausdruck von vorurteilsbehaftetem Denken sei „die Überzeugung, dass die eigene Religion die einzig wahre sei“. War also Jesus tolerant? „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Ganz gewiss war er intolerant. Schließlich ging und geht es um die Rettung von Sündern.

Günter Schlag, Auerbach/Erzgebirge

Die Kommentare auf der Facebook-Seite von pro weichen in ihren Inhalten und Andeutungen zu bestimmten Themen kaum von denen anderer Facebook-Seiten ab. Es scheint normal zu sein, frei und ungezügelt über andere herzuziehen. Christen sind Menschen – weder „auch nur“ Menschen noch „nur“ Menschen, sondern Menschen. Wie diejenigen, über die sie herziehen. Wie dieje-

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Jonathan Steinert.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 77

nigen, die anderer Meinung sind als sie. Wie diejenigen, die etwas anderes glauben oder nicht glauben als sie.

Johannes Wurster, Völklingen

Ich würde mir nicht nur wünschen, dass verbale Entgleisungen gegen Personen aufhören, sondern auch, dass sachlich Argumente ausgetauscht werden. Das ist leider oft kaum mehr möglich oder erwünscht.

Andreas Schilling, per E-Mail

Zu „Keine Macht den Fake News“/„Bei den Fakten bleiben“

Das Titelthema beschäftigte sich mit sogenannten Fake News – Falschmeldungen. Im Internet bekommen sie eine besondere Dynamik. Kompetente Mediennutzer sind gefragt.

„Fake News“ ist ein Wort-Ungeheuer, das wohl mehr erschlägt, als es der Aufklärung dient. Es ist gut so, dass sich die Menschen in der heutigen Zeit nicht nur über die altbekannten Medien informieren können, sondern dass in den letzten Jahren auch das moderne Medium Internet hinzugekommen ist. Ich halte die Menschen für mündig und klug genug, für sich herauszufinden, was gut und richtig ist. Die meisten Menschen, die ich kenne, sind kritisch und sehr aufmerksam. Ohne die schnelle Faktenlage im Internet wären die schlimmen Taten in der Silvesternacht in Köln, verübt an Frauen, wohl nicht ans Tageslicht gekommen. Verschweigen und Vertuschen ist im Zeitalter des Internets wohl nicht mehr so leicht möglich. Ich glaube nicht, dass sich die Wahrheit unterdrücken lässt. Mein Fazit ist daher, mit Verstand prüfen und das Richtige und Wichtige behalten, denn Meinungsfreiheit und Meinungsbildung sind ein hohes Gut in unserem Land.

Gertrud Fritz, Lollar

Die Hoffnung, dass wir von den Medien einigermaßen ausgewogen versorgt werden, erleidet auch einen gewissen Dämp-

fer, wenn man weiß, dass wir letztlich von nur drei globalen westlichen Nachrichtenagenturen – Associated Press (AP), Agence France-Presse (AFP) und Reuters – versorgt werden. Bei Reisen in die Osthalbkugel der Welt wird man schnell feststellen, dass es offensichtlich stark unterschiedliche „Wahrheiten“ gibt. Eine ziemlich ernüchternde Bilanz. Die Hoffnung auf „Wahrheit“ liegt wohl auf aufrechten Einzelpersonen und Whistleblowern, die sich um Aufklärung bemühen, und auf der Öffnung von Archiven. Ein generelles Misstrauen gegenüber allen verbreiteten Informationen und eigene tiefere Recherche scheinen daher ratsam.

Werner Maschek, Eggenstein

Zu „Christliche Werte dürfen nicht verdunsten“

Interview mit dem Rektor der CVJM-Hochschule in Kassel und Pfarrer Rüdiger Gebhardt über christliche Werte und die Begegnung mit Muslimen.

Fragen Sie mal einen Moslem, ob sein Gott einen Sohn hat. Sie werden ein vehementes Nein hören. Aber Sie sagen, die Muslime haben eine große Ehrfurcht vor Gott, vor seiner Größe und seinem Schöpfersein. Damit sagen Sie, dass wir an den gleichen Gott glauben. Und das ist schlichtweg falsch. Damit beginnt das „verwässerte Evangelium“, die „weichgespülte Gute Nachricht“. Wir selbst verwässern unseren Glauben, und das beginnt bei unseren „Lehrern“, die uns die „Gute Nachricht“ predigen.

Dieter Deppert, per E-Mail

Zu „Drei Fragen an Jörg Swoboda“

Der Sänger übt Kritik an Gender-Mainstreaming, plädiert für die klassische Familie und den Kern der Reformation: Luthers vier „Soli“.

Wie gut zu wissen, dass es solche Prediger noch gibt, die das Wort Gottes ernst nehmen. Denn wir haben nur einen Gott und eine Welt.

Werner Schneider, Lauter-Bernsbach

Im Leipziger Kulturverein „Werk 2“ wird es still. Mit den ersten Tönen seiner Gitarre nimmt Gerhard Schöne die Zuhörer mit in das Boot von „Meeresbezwinger Thomas“. Seine Stimme, die noch genauso klingt wie auf den Schallplatten der Achtzigerjahre, versetzt die Hälfte der Zuhörer in ihre Kindheit. Viele sind mit „Jule wäscht sich nie“, „Der Popel“ und mit „Thomas“ aufgewachsen. Schöne fordert zum Mitsingen auf und „erzählt“ dann, wie der Meeresbezwinger Häuptling des Stammes der Hulakalufen wird. Gesang und Gitarre sind dabei nur das Transportmittel der Geschichte und verstärken den Tonfall des Erzählers. Denn das ist der „Liedermacher“ eigentlich: ein Erzähler.

Ist ein Projekt abgeschlossen, „drängt es mich, über etwas Neues nachzudenken“, sagt Schöne. Dann „streckt er die Fühler aus“ nach einem Thema, zu dem er Geschichten sammeln kann. Im Jahr 1997 entstand so das Album „Seltsame Heilige“ über Menschen, die in seinen Augen Heilige sind. Zum Beispiel die Friseurin „Tante Hanna“ aus Schönes Kindertagen, die nicht nur Haare frisierte, sondern auch die Seele pflegte. Oder der Soldat, der sich im Krieg einen Feind zum Freund macht. Das ist der Stoff, aus dem viele von Schönes Liedern gemacht sind: Er singt von Menschen, die auf ungewöhnliche Weise für das Leben eintreten und dabei nicht viel von sich reden machen.

Mit seinem Hut, den schulterlangen Haaren und der verwachsenen Kleidung passt er ins alternative Ambiente des Leipziger Kulturvereins. Das Kinderprogramm „Die Jule schläft fast nie“ erweckt die allseits beliebte Jule zum Leben, von der Schöne in einem anderen Lied erzählt, dass sie sich nie wasche. Kinder beschäftigen Schöne seit Beginn seiner Karriere. Von ihrem Blick auf die Welt könne man viel lernen, sagt er in unverkennbarem Sächsisch. Fast etwas scheu wirkt er dabei und schaut sein Gegenüber nur selten direkt an. „Wenn ich verlerne zu staunen, wenn ich verlerne mich zu wundern, wenn ich niemanden hab‘, zu dem ich aufschau‘, wenn ich meine, ich bin fertig – dann bin ich schon so gut wie tot“, erklärt er, während er zwischen zwei Konzerten auf sein Mittagessen wartet. Unter seinen Kinderliedern mag er vor allem die melancholischen. Im Lied „Die einen und die anderen“ geht es um die einen Kinder, die Comics sammeln und die anderen, die Kriegsschrott aufsammeln. Im Refrain heißt es: „Froh sein aber sollen sie, gleich ob arm oder reich. Kinder sollen eine Kindheit haben dürfen. Darin sind sie alle gleich.“

DDR-Nationalpreis für einen „Systemgegner“

So wie Schöne mit seinen Liedern Kindheit schützen will, so wurden seine Kinderlieder zum Schutz für ihn und seine politischeren Lieder in der DDR. Im Windschatten der Kinderlieder, die bei vielen Leuten gut ankamen, konnten nicht ganz linientreue Lieder mitsegeln. Anders kann er sich nicht erklären, dass er die bewegte Zeit wie unter einem Schutzschild erlebte. Als erfolgreichster Liedermacher der DDR erhielt er 1987 sogar den Kunstpreis und 1989 den Nationalpreis der DDR. Obwohl er nie großen Wert darauf legte, waren diese Ehrungen auch ein Schutz. Mit Verweis auf sie konnte Schöne die Sorgen von Veranstaltern zerstreuen, wenn sie ihn nicht auftreten lassen wollten.

Dennoch: In seiner Stasi-Akte legten Spitzel seine Liedtexte auf die Waage der Staatssicherheit. In einer Kartei über

„Systemgegner“ war unter „S“ auch der Name „Schöne“ zu finden. Er selbst verstand sich nicht als Systemgegner, höchstens als Kritiker, der sich den Sozialismus menschlicher wünschte. Sein Lied „Mit dem Gesicht zum Volke“ wurde für manche zur Devise der Friedlichen Revolution.

Seine Karriere im vereinten Deutschland konnte er fast nahtlos fortsetzen, auch wenn sich im Laufe der Jahre die Bedingungen seiner Branche veränderten. Vor dem Mauerfall stellte ein überschaubarer Plattenladen seine Konkurrenz dar und eine kleine Notiz am Kirchengemeindebüro sorgte für volle Konzertsäle. Heute muss auch er sich mit einer Fülle an internationaler Musik auseinandersetzen.

In der DDR war es leicht, mit kritischen Anspielungen „die Bude voll“ zu kriegen, erzählt er. Alle lauschten gespannt, ob er „irgendwas sagt, was ein bisschen verboten ist“. Ein Lied wie „Kinderland, wo die Kinder alles dürfen: kippeln, krabbeln, schmatzen, schlürfen, popeln“ kam anders an, wenn die Kinder in Pionierkleidung von einer Lehrerin zur Ordnung gerufen wurden, sobald das Vergnügen über die frechen Texte zu groß wurde. Schöne sagt, er habe sich nicht an die heutigen Hörgewohnheiten der Kinder angepasst. Das stimmt nicht ganz. Im „Lügenlied“, gibt es eine herbe Textveränderung. Wo einst den Beatles die Pilz-Frisur abgesprochen wurde, heißt es nun: „Die Maus jagt nach der Katze, Justin Bieber hat ne Glatze.“

„Kinder sollten im Matsch spielen, 'ne Bande haben und mal was Halbverbotenes tun.“

Abenteuer mit Herzklopfen

„Kindheit ist so etwas Wichtiges. Sie muss kontrastreich sein und reich“, findet Schöne. Statt ein Höchstmaß an kindlicher Frühförderung zu erfahren, sollten Kinder „im Matsch spielen, 'ne Bande haben und mal was Halbverbotenes tun“; „Herzklopfen“ und „Abenteuer, die nicht ganz astrein sind“, statt voller Stundenpläne. Bei der Flut von Unterhaltungsangeboten fragt er sich, wovon Kinder von heute einmal ihren Kindern erzählen werden. Sichtlich vergnügt berichtet er aus seiner Kindheit, die er in Coswig bei Dresden erlebte, und von einem nicht ganz astreinen Abenteuer, das ihm bis heute Herzklopfen beschert: Morgens vor der Schule oblag es ihm, die Turmuhr der Kirche aufzuziehen, in der sein Vater Pastor war. Immer kämpfte es in ihm, wenn er dabei am Opferstock vorbeikam und die Münzen darin blinken sah. Eines Tages tat er es und steckte sie sich ein, erzählt er verschmitzt. Bis heute denke er daran, bei der Kollekte im Gottesdienst seine Schuld mehrfach zurückzuzahlen.

Ein „seltsamer Heiliger“



Im Westen Deutschlands ist er nur wenigen bekannt. Im Osten dagegen ist der Liedermacher Gerhard Schöne seit DDR-Zeiten populär. Sein Schaffensdrang ist groß: Etwa 100 Konzerte gibt er im Jahr und seit 1981 hat er um die 30 CDs und Bücher herausgebracht. Mit inzwischen 65 Jahren ist er noch längst nicht fertig und bleibt auf der Suche nach Lebensgeschichten und Geschichten des Lebens. | VON MIRIAM ANWAND



Foto: Buschfunk.com

Gerhard Schöne hat ein Herz für Kinder



Foto: Miriam Anwand



Seinen Glauben lässt Gerhard Schöne oft eher beiläufig in seine Lieder einfließen

sage: Nun rede!“, erklärt Schöne. Der 65-Jährige ist selbst Vater von sechs Kindern zwischen sechs und 17 Jahren und lebt mit seiner Familie in Meißen. Er genießt die Geborgenheit, die er dort erlebt beim Singen am Bett zumindest der Kleineren und beim Segnen der Kinder als letzte Handlung des Tages.

Lieder als Lebenszeichen

Dass Schöne Christ ist, wird nicht in jedem seiner Lieder deutlich. Etiketten, wie „der christliche Liedermacher“, findet er „blöd“. Er nimmt sich nicht extra vor, über seinen Glauben zu singen, sondern es geschieht nahezu beiläufig da, wo er nicht anders kann. Gerade dadurch ist Schöne so authentisch, wenn er über Gott singt, egal ob in einer Kirche oder im „Werk 2“ in Leipzig. Er spielt nicht hier ein weltliches und dort ein christliches Programm – „ob sie es nun anmutig finden oder 'ne Zumutung“.

Dennoch hat Schöne auch Lieder geschrieben, die sich explizit um seinen Glauben drehen. Davon zeugt etwa die Platte „Ich bin ein Gast auf Erden“ von 1991. Ob „Ich steh an deiner Krippen hier“, „Du großer Schmerzensmann“ oder „Die güldene Sonne“ – diesen Kirchenliedern hat er hier auf die alten Melodien einen neuen Text gegeben. Sein Ziel war es nicht, die Worte der Dichter, etwa die eines Paul Gerhard, verständlicher zu machen. Das hätten diese gar nicht nötig, sagt Schöne. Er war auf der Suche nach einer Form, mit der er auf seine Art zeigen kann, was ihm der Glaube und die Lieder, mit denen er aufgewachsen ist, bedeuten. Er überlegte, was er die Dichter der Lieder heute fragen oder ihnen sagen würde. Wie in einem Gespräch mit ihnen sind so Texte entstanden, die Schönes eigene Glaubensfragen und -zweifel an die alten herantragen.

Authentisch möchte er auch mit seinen Kindern über Gott sprechen, so wie er ihn erlebt: als liebenden Vater. Glaube an Kinder zu vermitteln, passiere unwillkürlich da, wo Kinder Fragen stellen. Egal ob sie durch gemeinsames Singen, Beten oder Klassenkameraden dazu angeregt würden. Bei Glaubenszweifeln rede er nichts schön oder verlange: „Das musst du einfach glauben.“ Lieber gebe er zu: „Das versteh' ich auch nicht.“

Oft sei Schöne gefragt worden, was er denn mit seinen Liedern bezwecke. Er sieht sie als Lebenszeichen. „Sie sollen an-singen gegen alles, was Leben verhindern oder einschränken will, in uns und um uns herum“, so ist auf seiner Homepage zu lesen. Mit diesen Worten ließe sich, erklärt der Musiker, ein Fazit unter seine traurigen und seine fröhlichen Lieder ziehen. Sie alle singen an gegen Rassismus, Egoismus, die Ausgrenzung alter Menschen oder Behinderter. Insofern tut Schöne es seinen „Seltsamen Heiligen“ gleich, auch wenn er sich selbst wohl nie als „Heiligen“ bezeichnen würde. ■

Schöne weiß, dass er großzügige Eltern hatte und spricht liebevoll von ihnen, auch bei Dingen, die er bewusst anders machen will als sie. Ehrlichkeit bei Gesprächen über den Krieg zum Beispiel habe er bei ihnen vermisst. Aber „wenn es meinem armen Vater nur gelingt weiterzuleben, indem er das verdrängt, dann ist es unbarmherzig, wenn ich ihn beim Schlafittchen packe und

Anzeige

JÜRGEN WERTH

»Das Buch hat mich sehr berührt. Es erinnert mich an ›Die Hütte‹, hat aber noch mehr theologische Substanz.«

Die Sache mit Gott, wie sie wirklich ist: C. Baxter Kruger erzählt eine fesselnde Geschichte mit einer befreienden Botschaft – witzig und intelligent, rasant und bezaubernd.

€ 17,99(D)
ISBN 978-3-579-08644-6
Auch als E-Book erhältlich

Erfahren Sie mehr zu diesem Buch unter www.zukunftsfreude.com

GÜTERS DIE LOHERVISION VERLAG SEINER HAUSNEUENWELT

prost!

Auf ein Getränk mit Alain Auderset



Jugendliche und junge Erwachsene möchte Alain Auderset, 48, mit seinen Comics besonders ansprechen



Foto: pro/Jonathan Steinert

Der Schweizer Zeichner Alain Auderset möchte mit Cartoons, Comicbänden und Videos vom Evangelium erzählen. Sein Video „Water Source“ (Wasserquelle) hat ein Hacker auf Facebook verbreitet, seitdem wurde es über 61 Millionen Mal gesehen. pro verrät er, warum er Gott in seinen Comics kein Gesicht gibt und wo für ihn der Spaß aufhört. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA MÜLLER**

pro: Was möchten Sie trinken?

Alain Auderset: Mein Lieblingsgetränk ist Wasser. Das ist vielleicht banal, aber ich trinke sehr viel Wasser.

In Ihrem Comic-Video „Water Source“ sucht die Figur Willy Grunch in der Wüste vergeblich nach Wasser und ignoriert dabei die Hinweise, mit denen Gott ihn zur richtigen Quelle lotsen möchte. Über 61 Millionen Mal wurde es im Internet gesehen. Warum, glauben Sie, hatte es so einen Erfolg?

Das war ein Wunder. Ich glaube, die Menschen warten auf christliche Cartoons, denn davon gibt es nicht viele. Meine Comics sprechen über Gott, wie es keine Religion tut. Die Menschen sind gelangweilt von dem religiösen „Bla bla“. Dabei ist die gute Nachricht so stark. Sie schlägt ein wie eine Bombe. Ich versuche, das, was in der Bibel steht, in der Sprache von heute zu erzählen.

Welches Potenzial sehen Sie in Ihren Comics, das Evangelium weiterzugeben?

Es macht mich traurig zu hören, die christliche Botschaft sei nicht aktuell. Viele Menschen glauben, Gott bringe ihnen nichts. Es ist mein Herzensanliegen, ihnen von Jesus zu erzählen, besonders jungen Erwachsenen. Sie sind auf der Suche, in einer schwierigen Phase zwischen Kindheit und Erwachsensein. Was zählt, ist, die Freundschaft mit Gott zu pflegen. Jeden, den du triffst, stellt Gott ganz bewusst in dein Leben hinein. Wenn du mit ihm unterwegs bist, dann bist du eine Brücke zwischen Gott und den Menschen. Du

musst nur du selbst sein.

Sie treiben das Verhalten von Christen gerne mal auf die Spitze und verwenden viel schwarzen Humor. Was wollen Sie damit erreichen?

Ich möchte den Menschen nichts Böses, aber ich will ihre Komfortzonen stören. Unsere Gesellschaft ist eingeschlafen und ich versuche, sie zu wecken. Manchmal erlebe ich etwas, oder spreche mit Gott und habe plötzlich ein Bild vor Augen, das mich ermutigt. Damit es auch andere ermutigen kann, zeichne ich es. Schwarzer Humor ist meine Art, mich auszudrücken.

Wo genau liegen die Komfortzonen der Menschen?

Viele Christen haben ihr Leben schön durchgeplant und sind zufrieden damit. Das finde ich schade. Wir erfreuen uns oft an uns selbst, aber viel wichtiger ist, die Freundschaft mit Gott zu suchen.

Wo sind Ihre persönlichen Grenzen von Humor? Wo hört der Spaß für Sie auf?

Ich lache nicht über meine Mutter, denn ich will sie nicht verletzen. Genauso bei Gott, er ist mein Freund. Mich über ihn lustig zu machen, wäre das Gegenteil von Lob. Aber wir lachen manchmal miteinander. Als ich unterwegs war, vertieft in ein Gespräch mit Gott, fiel mein Blick auf ein riesiges Wahlkampfplakat, auf dem ein übergroßes Gesicht eines Politikers abgebildet war. In diesem Moment glaubte ich, Gott lachen zu hören. Er ist so viel größer als das!

Ist das auch der Grund, warum Sie Gott in Ihren Comics kein Gesicht geben?

Gott hat Jesus auf die Welt geschickt, da-

mit wir ein Bild von ihm haben. Für mich ist es also kein Problem, Jesus zu zeichnen, aber Gott will ich nicht abbilden. Auf meinen Zeichnungen ist einfach nicht genug Platz. Man kann ihn nicht auf ein Bild reduzieren.

Aber Sie bringen Ihre Gottesvorstellungen trotzdem in die Comics mit ein, zum Beispiel in Form einer Berglandschaft, die die Füße Gottes darstellt ...

„Ich arbeite mit Gott zusammen.“

Viele Menschen spüren, dass Gott da ist. Sie geben ihm nur keinen Namen, denn sie kennen Gott nicht. Wir können ihn nicht von uns aus finden. Nur Jesus ist der Weg. Ohne ihn kann niemand in den Himmel gehen. Manchmal, während ich spazieren gehe, bin ich mir ganz sicher, dass ich eines Tages bei ihm sein werde. Nicht weil ich besonders gut bin, sondern weil Gott so gut ist.

Wie wirkt sich Ihre Arbeit auf die Menschen aus?

Ich arbeite mit Gott zusammen. Ich zeichne und er sorgt dafür, was damit geschieht. Neulich habe ich eine Mail bekommen, in der ein Leser schrieb, wie ihn eine der Zeichnungen so berührte, dass er weinen musste und sich zu Gott bekehrte. Gott ist der, der die Seelen der Menschen anrührt, nicht ich. Ich bin kein Zauberer, nur Zeichner.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Selbstbewusst danken, auch für Leid

Elf Lieder lang Dankbarkeit – so klingt das neue Live-Album „Here I Am/Send Me“ von Darlene Zschech. Und so ist es auch gemeint. Die ehemalige Hillsong-Lobpreisleiterin erkrankte 2014 an Brustkrebs und lernte dabei neu, jeden Tag im Vertrauen darauf zu leben, dass Gott es gut mit ihr meint. Wieder geheilt, hat sie ihre Dankbarkeit in Liedern ausgedrückt mit Unterstützung namhafter Musiker wie Paul Baloche und Martin Smith. Das Album ist keine Neuerfindung der Lobpreis-Musik. Und doch ist es besonders: Die Krankheitsgeschichte der Sängerin macht Songs wie „You Are Great“, „Daylight“ oder „First Love“ zu einem persönlichen Zeugnis. In „Emmanuel“ dankt sie Gott dafür, wie er sie durch ihr Leid geführt hat. Zu jedem Lied hat sie die Entstehungsgeschichte im Booklet festgehalten. Das Album ist feinfühlig und melancholisch, aber genauso überzeugt und selbstbewusst. | ANNE KLOTZ

Darlene Zschech: „Here I Am/Send Me“, Integrity Music, 15 Euro, EAN 0000768682821



Abwechslungsreich und humorvoll

„Wie ein Adler“ heißt das neue Album, auf dem der Theologe Hans-Joachim Eckstein neue und alte Lieder vereint. Geschrieben hat er sie selbst, gesungen und aufgenommen mit anderen Musikern wie Albert Frey, Lea Braun, Winnie Schweitzer und Achim Stadelmaier. Das macht die CD abwechslungsreich: Mal ruhig, tröstend und entspannend, und auch mal schnell, fröhlich bis hin zu rockig wie bei „Vater, lass mich allezeit“. Ein Höhepunkt ist sicher das Schlusslied: Der Text von „Gottes Friede sei mit dir“ ist wie ein Abschiedssegens formuliert und wünscht den Hörern zum Schluss der CD Gottes Frieden. Insgesamt lassen die Lieder einen entspannten Sound entstehen, der für gemütliche Abende gut geeignet ist. Doch es gibt auch Lieder, bei denen man gerne mit dem Fuß wippt. | MIRIAM DECHERT

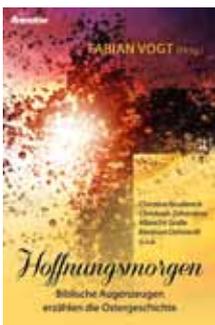
Hans-Joachim Eckstein: „Wie ein Adler“, SCM Hänssler, 14,99 Euro



Bedeutungsvolle Poesie

Sanfte Klaviertöne tragen den Hörer in die neue CD von Kari Jobe. Ruhig, fast meditativ eröffnet sich ein Klangerlebnis, das den Zuhörer mitnimmt in einen Garten gespickt mit zarten Blüten und kräftigen, tief verwurzelten Bäumen. Sanft und stark – so klingt das Lied „The Garden“, das dem Album seinen Namen gibt. Die Texte sind entstanden, als Jobs Schwester ein Kind verlor, kurze Zeit später gebar Jobe selbst ein Baby. „Die Lieder sind persönlich, empfindlich und ehrlich, weil sie mir halfen, meinen Weg in das Vertrauen und in den Glauben zu singen, als es sehr schwer war“, sagt die Musikerin. Die Texte sind bedeutungsvoll, tiefgründig und poetisch. „Speak to Me“ ist ein gesungenes Gebet, das Zeit lässt, auf Gott zu hören. Ein wundervolle CD mit elf anmutigen Liedern, die Trost spenden und inspirieren – kraftvoll und mild gleichermaßen. | MARTINA BLATT

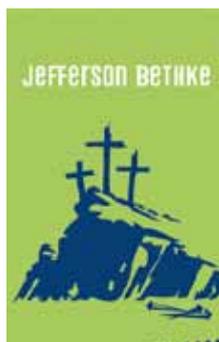
Kari Jobe: „The Garden“, Sparrow Records/Gerth Medien, 18,50 Euro, EAN 5099997912729



Augenzeugen berichten von Ostern

Das Buch „Hoffnungsmorgen“ gibt 16 Augenzeugen von Jesu Passion und Auferstehung eine Stimme. Herausgeber Fabian Vogt sowie die Autoren gehören zur christlichen Künstlergemeinschaft „das Rad“. In den fiktionalen Berichten geben die Charaktere – etwa Simon von Kyrene, der Hohepriester Kajaphas, Maria oder Pilatus' Frau – Einblick in ihre Gedanken, Emotionen und ihre persönliche Lebensgeschichte. Jeder kommt auf individuelle Weise zu Wort. Die Ostergeschichte wird dadurch anschaulich, persönlich und aktuell. Der Leser wird Teil des „größten Wunders der Weltgeschichte“. Die Berichte zeigen, dass Gott sich eine persönliche Beziehung zu jedem Einzelnen wünscht. Und dass mit dem leeren Grab auch heute der Ostermorgen zum Hoffnungsmorgen wird. | CHRISTINA SCHIESSL

Fabian Vogt (Hg.): „Hoffnungsmorgen“, Brendow, 128 Seiten, 12 Euro, 9783865069351



Keine Erlösung am Fließband

Die Menschen haben Jesus gezähmt, verwestlicht und neutralisiert, meint der amerikanische Pastor und Autor Jefferson Bethke. In seinem Buch „Jesus war kein Christ – und andere überraschende Nachrichten“ möchte er wieder auf die Grundlagen des Glaubens fokussieren. Seine Botschaft: Gott liebt die Menschen, wie sie sind. Jesus sei immer kreativ auf die Anliegen der Menschen eingegangen. Gott kümmere sich so um uns, wie ein Vater, der auf dem Teppich mit seinem Kind spiele. Der Autor kritisiert die vermeintlichen Erlösungsversprechen, die die Gesellschaft wie am Fließband vermittele, die aber emotionale Leere zurückließen. Kirche müsse wieder alle Menschen zum Reich Gottes einladen. Dabei gehe es darum, Gemeinschaft mit Gott zu haben. Vor allem die starken Bilder und die eigene Offenheit, mit der der Autor über Depressionen, Ehekrisen und Drogen spricht, machen ihn authentisch. Es entsteht eine Vertrautheit, die das Buch zu einem großen Gewinn macht. | **JOHANNES WEIL**

Jefferson Bethke: „Jesus war kein Christ – und andere überraschende Nachrichten“, Gerth Medien, 256 Seiten, 15 Euro, ISBN 9783957341747



„Kirchenscheiß“ beeindruckt Mörder

Im Jahre 2005 brach Brian Nichols aus einem Gefängnis in Atlanta aus und erschoss dabei vier Menschen. Er wählte sich zufällig die junge Witwe Ashley Smith aus und nahm sie als Geisel. In Ashley's Haus verschnauft der Kriminelle, und es kommt dazu, dass Ashley ihrem Entführer aus dem Buch „Leben mit Vision“ des bekannten Pastors Rick Warren vorlesen kann. Der reagiert zunächst unwirsch. „Das ist ja so'n Kirchenscheiß!“ Doch am Tag darauf hört er noch ein paar Zeilen, und er fragt sich, ob er für seine Morde wohl jemals Vergebung erfahren kann. Ashley kann sich schließlich aus dem Staub machen. Ob es wirklich die Worte Rick Warrens waren, die den Entführer zum Aufgeben brachten, oder ob dieser nur einfach zu erschöpft war, um der Polizei weiter Widerstand zu leisten, weiß niemand. Die Geschichte ist spannend erzählt, und die Hauptdarsteller David Oyelowo und Kate Mara liefern eine sehenswerte Leistung ab. Der Film lief bereits 2015 in den Kinos, jetzt gibt es ihn auf DVD.

| **JÖRN SCHUMACHER**

„Captive“, DVD, 97 Minuten, 15 Euro, FSK 16, EAN 5053083108274



Wenn Musik Menschen mit dem Himmel verbindet

Die edel produzierte Musikedokumentation „Hillsong – Let Hope Rise“ über die Lobpreisband Hillsong United will ein filmischer Gottesdienst sein. Sie begleitet die australischen Popstars hinter die Kulissen und präsentiert sie auf der Bühne nur von ihren besten Seiten. „Gott hat Musik geschaffen, um ihn zu preisen und die Menschen mit dem Himmel zu verbinden“, sagt Sänger Joel Huston. Der Film strebt auf ein Konzert in Kalifornien zu. Persönliche Momente der Band aus der Vorbereitung sind den lang ausgespielten Konzertszenen aus Los Angeles untergemischt. Die Künstler möchten zeigen, dass sie ihre Texte und Melodien gerade auch aus dunklen Lebensstunden gewinnen. Die leidenschaftlichen Bühnendarbietungen von Hillsong United dürften auch Nicht-Fans begeistern. | **MICHAEL MÜLLER**

„Hillsong – Let Hope Rise“, Gerth Medien, DVD, 99 Minuten, 15,00 EUR, FSK 0, ISBN 4051238052879



Weiterleben nach dem Suizid

Als seine Frau sich das Leben nahm, verlor Jens Sembdner von der Popgruppe „Die Prinzen“ den Boden unter den Füßen. Wenig später schluckte er selbst eine Überdosis Tabletten, doch er überlebte – und kämpfte sich mit göttlicher Hilfe ins Leben zurück. In seinem Buch „Von unten betrachtet geht es nur nach oben“ beschreibt er seine Erlebnisse oft schmerzhaft deutlich und hält mit seinen Gefühlen, auch der maßlosen Wut auf Gott, nicht hinter dem Berg. Er erzählt offen von Schuldgefühlen, Trauer und Verzweiflung, aber auch von Trost, den es nicht auf Knopfdruck gibt. Dass er heute verkünden kann, im Glauben Trost und Stärke gefunden zu haben, war ein langer Prozess. Menschen, die Ähnliches durchmachen mussten, können sich in Jens Sembdners Erfahrungen wiederfinden, für die anderen ist es mindestens eine packende Lektüre mit viel Stoff zum Nachdenken. | **CHRISTINA BACHMANN**

Jens Sembdner: „Von unten betrachtet geht es nur nach oben. Mein Weg zurück ins Leben“, Gütersloh, 224 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 9783579086514

Zugang zum Internet haben heute fast alle.

Und was ist mit dem Zugang zu Gott?



Der Glaube an Jesus Christus ist auch heute noch aktuell – für den einzelnen Menschen und für die drängenden Fragen der Gesellschaft. Deshalb gibt es die Internetseite von pro:

pro-medienmagazin.de



pro
Christliches Medienmagazin